

PRO-REGIO-ONLINE

ZEITSCHRIFT FÜR DEN LÄNDLICHEN RAUM

Das Heft

Nr. 2 - 2004

hat den
ThemenSchwerpunkt:

DIE VERNACHLÄSSIGTEN KLEINSTÄDTE

- Der vergessene Teil des Ländlichen Raumes -

Teil I

KLEINSTADT-BILDER
- Kleine Sozialgeschichte der
ländlichen Kleinstadt von 1945-2000 -

Alle reden über die Großstadt und das Dorf - von den Kleinstädten spricht niemand.
Sie sind der politisch und wissenschaftlich vergessene Teil zwischen Metropolen
und Land und gehören zu keinem der beiden klassischen Gegensätze wirklich dazu.
Die ländliche Kleinstadt ist die Stadt auf dem Land und die Provinz unter den Städten.
Sie liegt im Niemandsland der Politik und im Forschungsschatten der Wissenschaften.
Welche Rolle aber spiel(t)en die ländlichen Kleinstädte von 1945 bis zur Gegenwart
in ihrem Zwischenstatus zwischen Stadt und Land und als modernisierte Land-Zentren
für ihre eigene und für die aktuelle Entwicklung der ländlichen Räume wirklich?

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -

Impressum

Redaktion und Herausgeber:

Die PRO-REGIO-ONLINE REDAKTION
wird gebildet von:
Albert Herrenknecht und Jürgen Wohlfarth

Erscheinungsform:

PRO-REGIO-ONLINE erscheint als
Netz-Zeitschrift in unregelmäßigen Abständen.
www.PRO-REGIO-ONLINE.de Link: Zeitschrift

Redaktionsanschrift:

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -
Franken-Dom-Str. 74
D-97944 Boxberg-Wölchingen
Telefon: (07930) 2384
Fax: (07930) 99 34 94
Mail: info@pro-provincia.de

Copyright:

Alle Artikel der Zeitschrift können kostenfrei gelesen und
ausgedruckt werden. Textteile dieses Heftes können in der
üblichen Form unter Angabe der Quelle frei zitiert werden.

Alle erfolgten Ausdrücke unterliegen dem Schutz des
Urheberrechts. Ihre Vervielfältigung und Weiterverbreitung
bedarf der schriftlichen Zustimmung der Redaktion.

PRO-REGIO-ONLINE

- Zeitschrift für den Ländlichen Raum -

Heft Nr. 2 – 2004

DIE VERNACHLÄSSIGTEN KLEINSTÄDTE

- Der vergessene Teil des Ländlichen Raumes -

Teil I:

KLEINSTADT-BILDER

- Kleine Sozialgeschichte der
ländlichen Kleinstadt von 1945-2000 -

Inhaltsverzeichnis

EdiTorial

Die vernachlässigten Kleinstädte 5

ThemenZitat(e)

Die Kleinstadt als Forschungs- und Wahrnehmungslücke 11

ThemenSchwerpunkt

Das ThemenBuch

Die Kleinstadt in der Moderne – Die ländliche Kleinstadt
zwischen der Kleinstadt „in der Moderne“ und der „modernen“
Kleinstadt

TextRezension: Clemens Zimmermann (Hrsg.):
Kleinstadt in der Moderne, Ostfildern 2003 15

Die ThemenTexte

KLEINSTADT-BILDER

- Kleine Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt von 1945 – 2000

- (1.) Kleinstadtbilder aus den 1945er –1950er Jahren**
- Die „Restaurationsphase“ der Kleinstadt 20
- (2.) Kleinstadtbilder aus den 1960er –1970er Jahren**
- Die „Verstädterungsphase“ der Kleinstadt 30
- (3.) Kleinstadtbilder aus den 1980er – 1990er Jahren**
- Die „Binnenmodernisierungsphase“ der Kleinstadt 53

Bücher zum ThemenSchwerpunkt

Der Griff in die „BücherKiste“

- *Die „BasisBibliothek“* 73
- *Das „HausArchiv“* 74
- *Aktueller BestellHinweis* 75

HinterLand

Pro-Regio-Online-Dokumentation

Jürgen Wohlfarth

Die Neuen Klein-Städte.

Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City

(Reprint des leicht überarbeiteten Grundsatzartikels aus der vergriffenen PRO REGIO, Heft 9/1991, S. 11-18)

76

EdiTorial

Die vernachlässigten Kleinstädte

Als breites Diskussionsthema spielen die Kleinstädte in der öffentlichen, fachpolitischen und wissenschaftlichen Wahrnehmung so gut wie keine Rolle. In der öffentlichen Sichtweise gehen sie irgendwo zwischen Großstadt und ländlichem Raum unter. In der fachpolitischen Diskussion gehören sie irgendwie zum ländlichen Raum, aber dieser wird weiterhin unter dem Hauptaspekt der Dörfer und Landwirtschaft gesehen. Und in der wissenschaftlichen Aufarbeitung sind sie eine klassische Forschungslücke: Eine explizite "Kleinstadtforschung" existiert nicht. Die wenigen sozialgeographischen, politologischen, kulturwissenschaftlichen Studien und soziologischen Monographien, die seit den 1960er Jahre entstanden sind, sind Einzelfälle und lassen sich locker auf einer DIN-A4-Seite zusammenfassen. Woher kommt das geringe Interesse an der Kleinstadt als Forschungsgegenstand?

Auffällig ist, daß in den letzten Jahren die historische Kleinstadtforschung bis zur "Moderne" einen regelrechten Publikationsboom erlebte, die Kleinstadtforschung in der "Moderne" und "Post-Moderne" aber weiterhin ein Schattendasein fristet. Die wenigen in dieser Epoche (seit den 1960er Jahren) entstandenen Untersuchungen werden in dieser Heftnummer in der Rubrik "BasisBibliothek" kurz vorgestellt. Auffällig ist, daß die letzte systematische Gesamtuntersuchung über die Kleinstädte aus dem Jahre 1987 stammt und seit dem die Gegenwart der Kleinstädte in der aktuellen Forschung so gut wie überhaupt nicht mehr vorkommt. Auch das von uns vorgestellte ThemenBuch spiegelt dieses Ungleichgewicht zwischen der Kleinstadtforschung in der historischen Moderne und dem fehlenden Bezug zur Gegenwart der Post-Moderne wider. Was sind die Ursachen für dieses Aktualitätsdefizit in der nicht stattfindenden Kleinstadtforschung?

Zum einen mag eine der Ursachen sicher darin liegen, daß es für viele Stadtforscher viel interessanter war, beim Boom der Großstadtforschung im letzten Jahrzehnt mitzumischen, als sich mit den schönen Kleinstädten, die aus Stadtsicht doch eher ländliches Forschungsgebiet darstellen, zu beschäftigen. Der echte Großstadtforscher hat für Kleinstädte nichts übrig. Sie sind für ihn das rutschige Gefälle zur Provinz und nicht das Tor zur Welt, das Fenster zu den Metropolen. Und welcher echte Stadtforscher will sich schon dem Verdacht aussetzen, ein "Provinzforscher" zu sein?

Zum anderen mag eine andere Ursache darin liegen, daß eine fehlende Forschungstradition in der Kleinstadtforschung dazu geführt hat, daß es kaum brauchbare Forschungsansätze zur Bearbeitung des recht unbekannt

Kleinstadt-Terrains gibt. Wie sollte man die heutigen Kleinstädte zwischen Dorf und Großstadt, Stadt und Land, Kleinstadt-Idylle und Regio-City, denn nun richtig bewerten? Nach welchen Kriterien kann man die Fortschritte und Veränderungen der Kleinstädte seit den 1950er Jahren wirklich sichtbar machen? Taugen die Erkenntnisse der Großstadtforschung wirklich zur Beurteilung der Kleinstadtentwicklung oder sind für diesen Sonderfall der Stadtentwicklung nicht eher land-soziologische oder sozio-geographische Herangehensweisen der richtige Weg?

Die wirklichen Gründe für die offensichtliche Meidung der Kleinstädte in der Forschung sind auch uns unklar. Für uns als "Zeitschrift für den Ländlichen Raum" ist aber eines klar: Unser Hauptinteresse gilt den Kleinstädten als Teil des ländlichen Raumes. Und auch hier zeigt sich eine Wahrnehmungslücke, denn die Kleinstädte gelten im öffentlichen Bewußtsein zwar durchweg als "Provinz", ja sie sind im deutschen Sprachgebrauch ja geradezu das "Synonym für Provinz", aber nur bedingt als "Ländlicher Raum". Dieser wird weiterhin in der Hauptsache über die Siedlungsform der Dörfer definiert. Und auch jeder Kleinstädter, der sich als "Städter" fühlt, spricht davon "raus aufs Land" zu gehen, wenn er die seit Mitte der 1970er Jahren eingemeindeten Satelliten-Dörfer besucht. Und der in diesen Dörfern lebende Dorfbewohner spricht umgangssprachlich weiterhin davon, "in die Stadt" zu fahren, wenn er in der Kleinstadt Besorgungen macht. Dieses doppelte "(Klein)Stadt-Dorf-Gefälle" verhindert, daß im öffentlichen Bewußtsein vom ländlichen Raum klar als von dem "Raum der Kleinstädte und Dörfer" gesprochen wird. Das führt dazu, daß auch aus der Sicht des ländlichen Raumes heraus eine Wahrnehmungslücke existiert, die die Kleinstädte eher als "städtische Orte" sieht und definiert, während der Blick aus den Stadt-Zentren heraus, die frei im ländlichen Raum liegenden Kleinstädte, durchaus als "Landstädte" und somit als Teil des ländlichen Raumes wahrnimmt.

Die Kleinstadt als das Synonym von Historismus und Provinz

Ein großes Hindernis dafür, sich der gesellschaftlichen Realität der Kleinstadt unvoreingenommen zu nähern, ist das im deutschen Kulturraum beobachtbare Phänomen der ideologischen Überfrachtung der Kleinstadt, ihre Inthronisierung zu der "politischen Idylle der Deutschen" schlechthin. Der Raum der Kleinstadt ist quasi ideologisch "besetzt" als der Inbegriff von Heimat im Winkel, Fachwerk-Idylle und Ruhe-Raum der deutschen Seele. Während die kritische Kleinstadtforschung diesen derart umstellten Raum mied, wurde um diese unsichtbaren alten Kleinstadtmauern herum in den letzten 50 Jahren - in der Tradition des großen ideologischen Kleinstadtbooms der 1920er und 1930er Jahre - ein neuer Wall aus heimeligen Heimatbüchern, bunten Touristenführern und üppigen Prachtbildbänden zur "Reizvollen Kleinstadt" errichtet, der das heutige Bild der Kleinstadt nach wie vor

(mit)prägt. Alte Kleinstadtverklärung und neue Öko-Idylle haben sich in der neuen Heimatbewegung seit den 1980er Jahren verbündet und zu einer ganz neuen "Kleinstadt-Historisierung" in restaurierten Fachwerkhäusern, gepflasterten Fußgängerzonen und brunnengeschmückten Plätzen zusammengefunden. Die Rückkehr vieler Stadtrandbewohner in die luxussanierte Kleinstadtmitte, der Abriß sanierungsbedürftiger Kleinstadtviertel und ihr Umbau zu Wohn-Einkauf-Centern, die Bistrosisierung der Innenstädte etc. haben die Kerne der Kleinstädte aufgewertet. Der gesellschaftliche und berufliche Modernisierungsdruck hat sie zu einem post-modernen Nest neo-kleinstädtischer Ruhe in echter historischer Kulisse werden lassen. In der verkehrsberuhigten, fuß- und radfahrerfreundlichen Kleinstadt zu leben und über die alten Grünen- und neuen Bauernmärkte zu schlendern, ist seit den 1990er Jahren - nicht nur für Kleinstadt-Yuppies - wieder 'in'.

Einher mit dieser post-modernen Restaurierung alter kleinstadtprägender Gebäude zu Kulturzentren und Heimatmuseen, ging in den letzten Jahrzehnten auch eine Publikationswelle einer Vielzahl regionaler und sehr ortsspezifischer Kleinstadtstudien, die irgendwo zwischen monographischen Studien, traditionellen Stadtbeschreibungen, aktualisierten Heimatbüchern, offiziellen Landkreisveröffentlichungen und touristischen Bildbänden, angesiedelt sind, aber keine analytische Struktur erkennen lassen, die den besonderen "Typus Kleinstadt" wirklich soziologisch und sozialgeographisch erfaßt und seine modernistischen Veränderungen strukturell beschreibt. Diesen Kleinstadtmonographien fehlt die analytische Distanz zur theoretischen Verallgemeinerung und ein soziologisches Konzept, um das Besondere der kleinstädtischen Lebensform zu treffen und tiefergründiger zu erforschen. Sie sind oft klassische Heimatvereinsveröffentlichungen, die als Einzelfallstudien durchaus hohes Niveau erreichen, aber der allgemeinen Kleinstadtforschung aufgrund ihres lokal- und inhaltlich begrenzten Ansatzes kaum neue Impulse geben. Der neue Trend hin zu Marketing-Veröffentlichungen, regionalen Handbüchern, Image-Machern und Werbeträgern, in denen sich die Kleinstädte als moderner Standort selbst zelebrieren, macht den Überblick über die vielen Kleinstadt-Publikationen noch schwieriger und hilft bei der Suche nach selbstkritischen Zeitzeugen der aktueller Trends und in der Analyse der jüngsten gesellschaftlichen Veränderungen kaum weiter.

Anders sieht es mit den ebenfalls boomenden historischen Kleinstadtbeschreibungen aus. Dort wird - eingedenk des bereits geschichtlich-verbürgten Ausgangs der Geschichte - inzwischen recht alltags- und nicht nur herrschaftsbezogen geforscht und auch ein Muster der Kleinstadt in ihrem Wechsel hin zur Moderne sehr pointiert herausgearbeitet. Bis zur Jahrtausendwende 1900 ist die Kleinstadt als historischer Siedlungstypus und bürgerliches Sozio-Top inzwischen recht gut erforscht. Damit steht diese Kleinstadtforschung in der gleichen Tradition, wie z.B. die Heimatmuseen, die in ihrem Bestand und in ihrer Epochebindung an der gleichen Schwelle

angekommen sind und inzwischen jede Dorfschmiede archiviert haben, aber zur "Elektrifizierung des ländlichen Raumes" noch nicht vorgezogen sind. Das Kleinstadtbild "hängt" also an der gleichen Stelle und klebt an dieser Epochen-Schwelle um 1900 regelrecht fest. Daß wir inzwischen bereits die Jahrtausendschwelle zum 21. Jahrhundert überschritten haben, schert die historische Kleinstadtforschung recht wenig: Sie liebt ihre (klein)bürgerliche Kleinstadt weiterhin über alles!

Von der "Kleinstadt in der Moderne" zur "modernen Kleinstadt"

Unsere Zeitschrift verfolgt dagegen das Ziel, das Werden der modernen Kleinstadt seit den 1945er Jahren, also die Entwicklung der Kleinstadt von der Nachkriegszeit bis heute, nachzuzeichnen und damit endlich in der modernen, inzwischen vielleicht bereits post-modernen, Kleinstadt von heute anzukommen. Der Focus unserer Kleinstadtdarstellung liegt auf drei Ebenen: Dem "äußeren Wandel" der Kleinstädte in ihrer Siedlungsstruktur, ihrem Stadtbild, in ihrer sozial-ökologischen Veränderung etc.; dem "inneren Wandel" der Kleinstädte in ihrer kulturellen, lebensweltlichen und soziologischen Erscheinungsform etc. und ihrem "Selbst-Wahrnehmungswandel" als Kleinstädte, z.B. in ihren Wahrnehmungswechseln von einer Nachkriegs-Kleinstadt, über eine Kleinstadt im Umbruch, bis zum heutigen modernen Regionalzentrum. Wir möchten nach diesem ineinander verflochtenen "Drei-Schichten-Modell" die sozial-geographische und sozial-kulturelle Landschaft der Kleinstädte von den 1945 bis heute nachzeichnen und damit die stattgefundenen historischen Veränderungen in essayistischen Zeitbildern aus den verschiedenen Nachkriegsepochen sichtbar machen. Über diese Epochenportraits der Kleinstadtentwicklungen entsteht der erste konkrete Entwurf einer noch zu vertiefenden "Sozialgeschichte der Kleinstadt", in Form der von uns vorgelegten "KLEINSTADT-BILDER (eine) Kleine Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt von 1945-2000". Mit dieser bisher einmaligen Gesamtschau einer "Ideen- und Sozialgeschichte der Kleinstadt" aus den letzten 60 Jahren, wollen wir den ersten Schritt tun, nicht mehr weiter über das Fehlen einer Forschung zur aller-modernsten Kleinstadt zu klagen, sondern ein Textbeispiel dafür liefern, wie eine solche "Geschichte der modernen Kleinstadt" aussehen könnte.

Da über diesen Zeitraum kaum brauchbare, einen Gesamtüberblick vermittelnde, Buch-Publikationen vorlagen, die von uns rezensiert werden konnten, haben wir unser altes Format der "TextRezension" im Schwerpunkt aufgegeben und stattdessen den Lang-Text zur "Kleinen Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt" auf Basis eigener Unterlagen und Notizen zusammengestellt und ausgearbeitet. Der große Umfang dieses Grundlagentextes, der alle anderen geplanten Texte verdrängt, macht es nötig, das Projekt "Kleinstadt" nun auf zwei Hefte der Zeitschrift auszudehnen, um

das ganze angefallene Material auch publizieren zu können. Konkret heißt dies: Unter dem aktuellen ThemenSchwerpunkt: "Kleinstadt I" erscheint im "Heft Nr. 2 - 2004" das ThemenZitat, das ThemenBuch, der geschlossene ThemenText der "Kleinen Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt 1945-2000", eine verkürzte BücherKiste und im HinterLand-Teil der Grundlagentext zur aktuellen Kleinstadtdiskussion aus der PRO REGIO, Heft 9/1991. Im ThemenSchwerpunkt: "Kleinstadt II" erscheinen dann im "Heft Nr. 3 - 2005" alle noch ausstehenden TextRezensionen, theoretischen GrundlagenTexte und LiteraturHinweise, die aus Platzgründen aktuell ausgelagert werden mußten. Das bisher vernachlässigte und als materialarm geltende Kleinstadt-Thema wird bei uns also zu einem "Doppel-SchwerPunkt-Thema" zweier Hefte.

Das aktuelle Heft

Das aktuelle Heft beginnt dieses mal nicht mit einem ThemenZitat, sondern einer ganzen Zitaten-Kette aus verschiedenen Epochen, um das immer wiederkehrende Thema der "vernachlässigten Kleinstädte" in seiner ständig wiederkehrenden Defizit-Beschreibung zeitlich zu fixieren. Die Jahresangaben hinter den Zitaten machen deutlich, daß keiner der Autoren die Thematisierung des Defizits für sich allein reklamieren kann, sich also nicht als der alleinige Entdecker der Forschungslücke feiern darf. Alle hier zitierten Autoren haben das Defizit in ihrer jeweiligen Forschungsepoche erneut erkannt und wieder benannt. Aber bis heute hat sich am grundlegenden Defizit der mehrfach "vergessenen Kleinstädte" nichts geändert.

Als "ThemenBuch" und Themen-Aufhänger wird das aktuell-erschienene Buch von Clemens Zimmermann (Hrsg.): "Kleinstadt in der Moderne" (Ostfildern 2003) rezensiert, weil es den aktuellsten Meilenstein in der Geschichte der Wiederentdeckung der "vernachlässigten Kleinstädte" darstellt: Zum einen thematisiert es erneut das leidige Forschungsdefizit "Kleinstadt", zum anderen löst es dieses mit seinem Übergewicht von historischer Kleinstadtforschung und großstadtnaher Kleinstadtbeschreibung nicht wirklich auf, sondern läßt die konkrete Realität der "ländlichen Kleinstädte der Gegenwart" größtenteils wieder außen vor.

Der Bereich der "ThemenTexte" verschmilzt dieses mal zu einem großen Themen-Text der Epochenbeschreibung der ländlichen Kleinstadt unter dem Titel: "KLEINSTADT-BILDER - Kleine Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt von 1945-2000". Diese Beschreibung erfolgt in drei Epocheschritten: Den "Kleinstadtbildern aus den 1945er-1950er Jahren - Die ‚Restaurationsphase der Kleinstadt‘; den "Kleinstadtbildern aus den 1960er-1970er Jahren - Die ‚Verstädterungsphase‘ der Kleinstadt" und den "Kleinstadtbildern aus den 1980er-1990er Jahren - Die ‚Binnenmodernisierungsphase‘ der Kleinstadt". Obwohl für einige

Entwicklungsprozesse innerhalb der Kleinstädte oft kein einheitliches Zeitschema ausmachbar ist und sich einzelne Ereignisse durchaus zeitlich überschneiden, existieren nach unserer Analyse doch bundesweit (bezogen auf das Territorium der Alten Bundesländer) drei klar definierte und von einander abgrenzbare Kleinstadtphasen, die die von uns vorgenommene Epocheneinteilung rechtfertigen.

Der große Umfang des in sich geschlossenen Schwerpunkt-Textes bleibt auch auf die Literaturvorstellungen nicht ohne Auswirkung. Die aktuelle BücherKiste wird aus Platzgründen auf eine reine Literaturzusammenstellung zum Thema reduziert. Alle weiteren Rezensionen werden auf das nächste Jahrgangsheft vertagt, wo sie dann in der üblichen, gründlichen und ausführlichen Block- und Themen Rezension nachgeholt werden.

Der HinterLand-Teil besteht dieses mal aus dem leicht überarbeiteten Nachdruck des "Klassikers" zur modernen Kleinstadt: *"Die Neuen Kleinstädte. Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City"* aus der inzwischen vergriffenen PRO REGIO (Heft 9/1991, S. 11-18) von Jürgen Wohlfarth. Durch seine Online-Veröffentlichung soll dieser - durch die neue Kleinstadtdebatte wieder sehr nachgefragte Artikel - nun einem breiten Lesepublikum vorgestellt und zugänglich gemacht werden.

ThemenZitat(e)

**Die Kleinstadt als Forschungs-
und Wahrnehmungslücke**

**Eine kurze Chronik der vorherrschenden wissenschaftlichen
Ignoranz gegenüber dem Phänomen der modernen Kleinstadt**

Kleinstädte - Eine vernachlässigte Größe

"Es ist eine auffällige Tatsache, daß neue Aspekte und Methoden in der Stadtgeographie kaum je an Kleinstädten erprobt wurden, obwohl letztere an Zahl gegenüber den größeren Städten bei weitem überwiegen. Das Phänomen der Großstadt vermag das wissenschaftliche Interesse nicht nur der Geographen, sondern auch der Historiker, Nationalökonomien, Soziologen, Statistiker und Stadtplaner weit mehr auf sich lenken als die Kleinstadt. Die moderne Großstadt stellt ja auch ein relativ junges und dynamisches Moment in unserer Kulturlandschaft dar, in welcher die Kleinstadt leicht als Form des Beharrens erscheint und darum minder beachtet wird. Daher kommt es wohl, daß durch die Geographie und ihre Nachbarwissenschaften die Großstadt zwar nach allen Seiten hin systematisch erforscht wurde und wird, Aussagen über Kleinstädte dagegen meist auf mehr oder minder zufälliger Einzelbeobachtungen gegründet sind."

Erwin Grötzbach

Aus: Geographische Untersuchung über die
Kleinstadt der Gegenwart in Süddeutschland
Regensburg 1963 (S. 10)

Kleinstädte - Die vergessene Mehrheit

"Über die Stadt als Gegenstand der Kulturlandschaftsforschung ist bis heute eine fast unübersehbare Fülle an Arbeiten erschienen. Es ist aber eine Tatsache, daß die Kleinstädte im Katalog der Untersuchungen weniger stark vertreten sind, obwohl sie an Zahl gegenüber den größeren Städten bei weitem überwiegen."

Gert Duckwitz

Aus: Kleinstädte an Nahe, Glan und Alsenz
Paderborn 1971 (S. 11)

Kleinstädte - Im Schatten der Großstädte

"Unter wissenschaftlichen Aspekt haben die Kleinstädte in Schleswig-Holstein, aber auch in anderen Bundesländern, in der wissenschaftlichen Literatur als die kleinen Städte nur eine geringe Aufmerksamkeit erfahren: sie liegen in dieser Hinsicht im Schatten der Großstadt."

Reinhard Stewig

Aus: Untersuchungen über die Kleinstadt in
Schleswig-Holstein, Kiel 1987 (S. III/359)

Kleinstädte - Die übersehene Siedlungsform im ländlichen Raum

"Wissenschaftliche Fachdiskurse, Seminare und Tagungen über den ländlichen Raum unterliegen in aller Regel denselben immer

wiederkehrenden Mängeln: Sie reduzieren sich auf die Betrachtung des Dorfes. Wenig beachtet bzw. völlig vernachlässigt werden hingegen die große Bedeutung und die neuen Möglichkeiten der in den 1980er Jahren beschleunigt gewachsenen und inzwischen infrastrukturell gut ausgebildeten Kleinstädte in den Regionen, vor allem der Zentren, die auf den regional-planerischen Entwicklungsachsen liegen. Viele Kleinstädte in den ländlichen Regionen weisen einen enormen Boom in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht auf, bieten mit Mittel- und Großstädten vergleichbare Konsumstandards und -angebote, haben im Dienstleistungsbereich aufgeschlossen und besitzen eine differenzierte fachärztlich Versorgung."

Jürgen Wohlfarth

Aus: Die Neuen Klein-Städte - Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City
in: PRO REGIO 9/1991 (S. 11)

Kleinstädte - Eine Stadt ohne Moderne ?

"Der Mangel an systematischen, auf strukturelle Klärung gerichteten Studien über die kleine Stadt auf dem Weg in die Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts ist evident. Zahlreiche hervorragende Einzeldarstellungen und klassische Stadtgeschichten, oft mit Beiträgen unterschiedlicher Verfasser, sowie Chroniken können diesen Mangel kaum ausgleichen. Historische Kleinstadtforschung vor Ort profitierte allein aus Ressourcengründen nicht ausreichend von dem Professionalisierungsschub, der die Stadtgeschichte mit ihrer Orientierung an multidisziplinären Perspektiven und urbanisierungsgeschichtlichen Paradigmen kennzeichnet. Umgekehrt werden die Kleinstädte bei den "großen" Themen akademischer Urbanisierungs- und Stadtforschung wie Wanderungen und Bevölkerung, Leistungsverwaltung und Stadthygiene, Wohnungsbau und Verkehr, Suburbanisierung und Mediengesellschaft nur wenig berücksichtigt."

Immer noch ist die Anschauung dominierend, die traditionelle kleine Stadt, bevölkert von einem innovationsunfähigen Stadtbürgertum, sei seit der Frühen Neuzeit im ständigen Niedergang begriffen, erst gegenüber dem frühmodernen Staat, dann durch die industriewirtschaftliche Dynamik und das Aufkommen der Großstädte bedingt. Auf demographischer Ebene läßt sich dies nur partiell stützen, qualitativ bedarf diese Position erheblicher Korrekturen. Kleine Städte erweisen sich heute als kontinuierliches Merkmal der Städtelandschaft."

Clemens Zimmermann

Aus: Die kleinen Städte auf dem Weg in die Moderne
In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2/1999
Themenschwerpunkt: Kleine Städte (S. 5)

ThemenSchwerpunkt

Das ThemenBuch

Die Kleinstadt in der Moderne – Die ländliche Kleinstadt zwischen der Kleinstadt „in der Moderne“ und der „modernen“ Kleinstadt

TextRezension: Clemens Zimmermann (Hrsg.): Kleinstadt in der Moderne.

Reihe: Stadt in der Geschichte, Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 31, Ostfildern 2003 (ISBN 3-7995-6431-4)

Bezug: Jan Thorbecke Verlag GmbH & Co, Postfach 420180, D-73745 Ostfildern
www.thorbecke.de - info@thorbecke.de

Das Verdienst dieses Sammelbandes mehrerer Autoren besteht darin, das Thema „Kleinstadt“ wieder einmal in die wissenschaftliche Diskussion zurückgebracht und damit die seit Jahrzehnten bestehende „Forschungslücke“ erneut thematisiert zu haben. Das Buch ist ein Dokumentationsband der 41. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung zum Thema „Kleinstadt in der Moderne“ - mit Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert - die vom 15. bis 17. November 2002 in Mühlacker stattfand. Von den neun abgedruckten Beiträgen befassen sich nur zwei speziell mit der Situation der modernen Kleinstädten im ländlichen Raum der BRD: Christian Groh mit seinem Beitrag „Kulturpolitik in Kleinstädten der Bundesrepublik Deutschland“ und Christine Hannemann mit ihrem Beitrag „Urbanistische Probleme und kulturelle Perspektiven der ostdeutschen Kleinstadtentwicklung“. Teilweise behandelt bzw. gestreift wird die „Kleinstadt im ländlichen Raum“ nach 1945 auch von Clemens Zimmermanns in seinem Einleitungs- und Übersichtsbeitrag „Die Kleinstadt in der Moderne“ und von Karoline Brombach/Johann Jessen im Beitrag „Die Kleinstadt im Suburbanisierungsprozess. Nivellierung oder Selbstbehauptung? – (Das) Beispiel Region Stuttgart“. Die weiteren Vorträge der Tagung thematisieren verschiedene Aspekte kleinstädtischer Entwicklungen - vorwiegend im 19. Jahrhundert. Die erfasste Zeitspanne reicht hauptsächlich bis in die Zeit Ende der reichsdeutschen und habsburgischen Monarchie und schildert im Einzelfall auch Vorkommnisse im Dritten Reich. Ein weiterer auf der Tagung gehaltener Vortrag von Christian Haller zur: „Die Kleinstadt im Suburbanisierungsprozess“, der den Zeitraum ab ca. 1960 behandelt, wurde bei der Drucklegung leider nicht berücksichtigt.

Für die im Rahmen des PRO-REGIO-ONLINE ThemenSchwerpunktes „die

vernachlässigten Kleinstädte – der vergessene Teil des Ländlichen Raumes“ zu reflektierenden Autoren: Clemens Zimmermann, Christian Groh, Karoline Brombach/Johann Jessen und Christine Hannemann ist das Erstaunen gemeinsam, wie wenig doch die Kleinstadt und ihr spezifisches Lebens(um)feld in den letzten Jahren Anlaß und Thema von wissenschaftlichen Untersuchungen gewesen war. Clemens Zimmermann bemängelt, dass für die Geschichtswissenschaft die sich seit den 1950er Jahren stark verändernde Kleinstadt (Modernisierung, Suburbanisierung, neue Bevölkerungsgruppen durch Zuzüge, kulturelle Bewältigung dieser Umbrüche) bisher kein entsprechendes Thema wissenschaftlicher Untersuchung war. Auch Christian Groh weist für die Historiker eine recht späte Entdeckung der sich seit den 1970er Jahren zunehmend soziokulturell erweiternden Kulturpolitik der Kleinstädte nach. Einen geschichtslosen Blick der Stadtforschung auf die sich herausgebildeten Binnendifferenzierungen des kleinstädtischen Umfeldes in Agglomerationsräumen konstatieren Karoline Brombach und Johann Jessen in ihrer Analyse der Kleinstadtentwicklung im Großraum Stuttgart. Dass die Kleinstädte auch außerhalb des sozialistisch-marxistischen Blickwinkels lagen, verdeutlicht Christine Hannemann für das Territorium der ehemaligen DDR. Die Kleinstadt in der DDR wurde zwischen den besonders geförderten Bezirkstädten und den aus agrarpolitischen Erwägungen heraus massiv subventionierten Dörfern eine vernachlässigte Größe. Eine innere Modernisierung der Kleinstädte in der DDR fand in den 1980er Jahren daher im Gegensatz zur BRD nicht statt. Die reale Bedeutungslosigkeit der Kleinstädte korrespondierte mit ihrer wissenschaftlichen Vernachlässigung innerhalb der marxistisch-leninistischen Stadt-Land-Forschung. Für Hannemann war dieses Übersehen und Übergehen der Kleinstadt durch die DDR-Stadtforschung Anlaß in einigen Forschungsprojekten über die nordostdeutschen Kleinstädte (Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg) intensiver nachzudenken. Innerhalb der gesamtdeutschen Kleinstadtforschung gehören diese Studien zu den zeitaktuellsten, die vorliegen. In der ländlichen Kleinstadtanalyse liegt also der Osten vorne, während im Westen die Kleinstädte im ländlichen Raum der Gegenwart als Gesamtthema immer noch einen breiten unerforschten Raum darstellen.

Dieser Mangel an einer eigenständigen Kleinstadtforschung und einer damit einhergehenden Theoriebildung in der BRD führt dazu, dass alle Aussagen zur Kleinstadt immer nur einen vorläufigen Ansatz vermitteln. Auch die für unser Thema der Kleinstädte im ländlichen Raum wichtigen Autoren des vorliegenden Buches, die Autoren Zimmermann, Groh, Brombach und Jessen können weder auf allgemein zugängliche noch eigene aktuelle Forschungsergebnisse zur modernen Kleinstadt zurückgreifen, entwerfen aber - wie z.B. Zimmermann - einige wichtige Fragestellungen zum Verlauf der unterschiedlichen Kleinstadtentwicklungen im ländlichen Raum, fragen nach dem neuen, regional-städtischen Verhältnis der Kleinstädte zu ihrem ehemals vorwiegend agrarisch-ländlich-dörflich geprägten Umfeld und erörtern die

Modernisierung der Kleinstädte zwischen nachholenden und eigenständigen Entwicklungsperspektiven. Christian Groh liefert zudem erste Thesen zur Rezeption kulturpolitischer Konzeptionen in den Kleinstädten der BRD (wenn auch zu stark bezogen auf die Beschlüsse der Städtetage im allgemeinen und zu wenig in ihrer Umsetzung auf die ländlichen Kleinstädte unterhalb der 20.000 Einwohnerschwelle konkretisiert!) und verdeutlicht den enormen Forschungsbedarf, die kleinstädtische Kultur mit weiteren Lokal- und Regionalstudien in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses zu rücken. Die Arbeit von Brombach und Jessen, die sich primär auf die Transformation von Kleinstädten innerhalb der Entwicklungsdynamik der agglomerierten Groß(stadt)Region Stuttgart bezieht, entwickelt aus dieser Überformung ehemals selbständiger Dörfer und Kleinstädte besondere „Kleinstadttypen“ (Konsolidierte Kleinstädte, Neue Kleinstädte, Aufgestiegene Kleinstädte, Verschwundene Kleinstädte, Neu entstandene Kleinstädte), die die strukturelle Vielschichtigkeit des stattgefundenen Suburbanisierungsprozesses der Kleinstädte am Großstadtrand dokumentieren. Dieser Ansatz von Brombach und Jessen enthält auch wichtige Entwicklungsbeschreibungen, die eventuell auch Kleinstädte, die heute noch mitten im ländlichen Raum liegen, in den nächsten Jahren ereilen könnten, so dass er auch für die Erforschung der Kleinstädte im zukünftigen ländlichen Raum wichtige Anregungen bieten könnte.

Die Vernachlässigung einer systematischen und theoriebildenden Untersuchung der Entwicklungen von ländlichen Kleinstädten in Deutschland nach 1945 ist seit der vielzitierten und bisher in ihrer methodischen Tiefenschärfe nicht mehr erreichten „Klassiker-Studie“ von Erwin Grötzbach: „Geographische Untersuchung über die Kleinstadt der Gegenwart in Süddeutschland“ obsolet. Grötzbach war es damals an der Schwelle zur Binnenmodernisierung der Kleinstadt (1963) gelungen, über konsequente, lokal durchgeführte Beobachtungen und eine strukturelle Analyse der geographisch-historischen Entwicklungen vor Ort, eine Typisierung von Kleinstädten vorzunehmen und die ländliche Kleinstadt anhand von typischen Merkmalen von anderen Stadttypen (insbesondere in der Unterscheidung von ländlichen Kleinstädten zu Mittelstädten, bzw. in den Übergangsmerkmalen von weiter entwickelten Kleinstädten zu Mittelstädten) abzugrenzen. Fast prophetisch wies Grötzbach damals daraufhin, dass der Begriff „Kleinstadt“ in einigen Jahrzehnten einen anderen Inhalt haben würde als 1963. Diese Zeit der modernen ländlichen Kleinstadt ist längst gekommen, aber einen neuen „Grötzbach“, der diesen neuen Typus der ländlichen Kleinstädte um die Jahrestausendwende wirklich treffend beschreiben könnte, ist noch nirgendwo in Sicht. Daß dieser unbestrittene „Meilenstein und Klassiker der Kleinstadtforschung“ lediglich mit einer kleinen Fußnote in diesem ThemenBuch erwähnt wurde, wirft auch nicht gerade ein Glanzlicht auf die Theoriefestigkeit der in diesem Buch vertretenen Kleinstadtforscher.

Es reicht also keineswegs aus, den Mangel an aktuellen Forschungsvorhaben und an fehlender Kleinstadtliteratur zu den ländlichen Kleinstädten der Gegenwart – wie es auch dieser Sammelband „Kleinstadt in der Moderne“ ständig tut - zu benennen und gebetsmühlenartig zu beklagen. Der Mangel ist inzwischen hinreichend bekannt und benannt und steht längst in einer festen Ahnenreihe der Vernachlässigungskritik des Kleinstadtphänomens. (Siehe: ThemenZitate)

Nun wäre es eigentlich an der Zeit, ihn endlich einmal zu beheben und die „Modernität der Kleinstadt in der Moderne“, die Zeit von 1945 bis heute, zum Forschungsgegenstand zu machen und nicht nur immer wieder im alten Vorraum der „historischen Moderne“ zu verweilen und zu kreisen. Der Buchtitel der „Kleinstadt in der Moderne“ vermittelt die Illusion, als ginge es wirklich um die moderne Kleinstadt der Gegenwart, aber er bezieht sich doch nur wieder auf den Begriff der Moderne an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Diese Epoche wird zu einer magischen Schwelle an der der Hauptteil der Beiträge als Strandgut der Geschichte anlandet. Dadurch reduziert sich das Buch dann auch definitiv auf einen Titel der „Stadtgeschichtsforschung“, aber auf eben nicht mehr. Dies ist aus dem Blickwinkel der Stadtforschung heraus durchaus legitim, in Bezug auf den mitformulierten Anspruch, das Tor der Kleinstadtforschung endlich breit aufzustoßen, allerdings eine Mogelpackung. Zur neueren Geschichte der Kleinstadt hat diese Publikation leider nicht viel zu sagen: Die Weiterreise über den Horizont des bereits erwähnten Sandstrandes hinaus findet leider nicht statt. Vielleicht bräuchte dieser Weg zur indifferenten Gegenwart auch neues Personal, das für den Gang durch die neuere Geschichte der Kleinstadt besser ausgerüstet ist als die ins abgelagerte Material verliebten Historiker. Vielleicht wäre es auch sinnvoll, das „Projekt Kleinstadtforschung“ in der Zukunft noch interdisziplinärer anzugehen und auch Vertreter der „neuen Kleinstadtforschung“ aus den neuen sozialen Bewegungen, aus der ländlichen Regionalentwicklung und den provinziellen Kulturinitiativen einzubeziehen und somit an Aktualität zu gewinnen. Das Buch jedenfalls beweist wieder einmal eindrücklich, dass das „Projekt Kleinstadtforschung“ allein mit einer reinen Historikermannschaft nicht gelingen kann, da diese immer wieder in der gleichen „Geschichtsfalle“ der Schwellenmoderne des 19. Jahrhunderts stecken bleibt. Und das Projekt wäre es wirklich wert, endlich einmal breiter angegangen zu werden und den innovativen Forschungszweig einer eigenständigen „Kleinstadtforschung“ zu begründen.

Trotz seiner offensichtlichen Mängel an modernster Kleinstadtbeschreibung, an einer Vernachlässigung der ländlichen Kleinstädte, an einem fehlenden Ansatz zu einer fundierten Theoriebildung der modernen Kleinstadtforschung, ist das Buch ein wichtiges Zeitdokument zur erneuten Rehabilitierung der Kleinstadt in der (Klein)Stadtforschung. Es schildert in einer hauptsächlich historisch angesiedelten Anthologie den Schritt der Kleinstädte in die bürgerliche Moderne und gibt einen guten ersten Überblick über die vielfältige

regionalgeschichtliche, monographische und lokalstudien-fixierte Kleinstadtforschung innerhalb der BRD und Österreichs. Ein echter Theorie-Leuchtturm, der Licht in die immer noch unterbelichtete Forschungslandschaft der heutigen ländlichen Kleinstadt bringen könnte, war leider nicht darunter. Stattdessen durchzieht ein durchgängiger Aktualitätsbruch das gesamte Buch: Immer wenn es einmal für die Gegenwart spannend würde, hört der nur andeutende Text auf. Die Realität der ländlichen Kleinstadt in der Post-Moderne fand in ihm leider noch nicht statt. Die Sozialgeschichte der modernsten Kleinstadt muß also erst noch geschrieben werden und weiter warten. Das hier vorgestellte Buch hat daher die aktuelle Kleinstadtforschung im ländlichen Raum nicht wirklich weitergebracht. Ein Beitrag, der sich in gedrexelten, pseudo-wissenschaftlichen Wiederkehrschleifen versteigt, hätte das Buch sogar bereichert, wenn er darin nicht erschienen wäre. Die durchaus materialreichen und sehr fundierten historischen Beiträge, die den hohen Forschungsstand dieser Epochen und ihrer Verfasser eindrucksvoll dokumentieren, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der (Er)Kenntnisstand immer dünner wird, je näher sich die Beschreibung der aktuellen Realität der Kleinstädte annähert. Die latente Gegenwarts- und Konzeptionsschwäche für den Zeitraum der Nachkriegsmoderne ist nicht zu übersehen. Leider wurden auch viele aktuelle Publikationen über die Kleinstadt nur angedeutet, nicht aber rezeptiv aufgearbeitet. Das bloße Sammeln zu einer möglichst vollständigen Bibliographie zum Stichwort „Kleinstadt“ aber reicht bei weitem nicht aus, die fehlende Theoriebildung inhaltlich weiterzubringen. Die so häufig gepflegte Leidenschaft des vollständigen Überblicks kann sogar hinderlich sein, wenn dabei Bücher rezitiert werden, die in ihrem Titel zwar die Bezeichnung „Kleinstadt“ führen, aber in ihrem Inhalt zu diesem Thema überhaupt nichts beizutragen haben. Will die Kleinstadtforschung wirklich vorankommen, so braucht sie die Anstrengung der Systematisierung und der analytischen Begriffsbildung und kommt mit reinen Überblickdarstellungen und recht spontan zusammengestellten Aufsatzsammlungen nicht wirklich weiter.

Für die PRO-REGIO-ONLINE-Redaktion ist dieses Buch - trotz dieser Unzulänglichkeiten - das „ThemenBuch“ geworden, weil es bei allen benannten Defizite ein High-Light im Forschungsfeld „Kleinstadt“ darstellt und gerade über seine Mängel die neuen Forschungslücken offenbart und den Blick auf die alten, bereits seit Jahrzehnten bestehenden Theoriedefizite, erneut verstärkt. Dies ist ein eindeutiger Prozessgewinn, der nur über einen breiten, fachlichen und öffentlichen Diskurs zu erzielen ist und als eine solche Diskussionsvorlage verstehen wir auch diese wichtige Publikation.

© **Verfasser: PRO-REGIO-ONLINE Redaktion**

Die ThemenTexte

KLEINSTADT-BILDER

- Kleine Sozialgeschichte der ländlichen Kleinstadt
von 1945 - 2000

(1.)

Kleinstadtbilder aus den 1945er - 1950er Jahren - Die „Restaurationsphase“ der Kleinstadt

Kriegsfolgen und Kriegslasten: Während alle Großstädte, die meisten Mittelstädte und auch einige Kleinstädte und Dörfer in Deutschland 1945 in Trümmer lagen, hatte es die Mehrzahl der Kleinstädte noch gut getroffen, d.h. sie wurden von größeren Kriegshandlungen verschont und waren in ihrer Wohnfunktion und Infrastruktur noch weitgehend intakt geblieben. Es gab dabei unter den einzelnen Kleinstädten große Unterschiede zwischen den "völlig heil" gebliebenen, den "leicht zerstörten" (mit zerschossenem Bahnhof, bombardierter Fabrikanlage, gesprengter Stadtbrücke) und den "schwer zerstörten" (Beschluß des Innenstadtbereichs, Niederbrennen ganzer Stadtteile, Zerstörungen des Wohnraumes bis zu 90% im Altstadtkern) Kleinstädten. Die Zerstörungen waren in den grenznahen Kleinstädten, die in massive Beschießungen und heftige Bodenkämpfe verwickelt waren, am stärksten. Für die Mehrzahl der Kleinstädte im Innern des Landes, die nicht noch in den letzten Kriegstagen zu unsinnigem Heldentum an der Heimatfront aufriefen und durch vereinzelte Verteidigungsaktionen ihren Beschluß und ihre Bombardierung provozierten, war der Krieg im großen und ganzen ohne sichtbaren baulichen Spuren im Stadtbild vorübergegangen.

Der Sonderstatus unzerstörten Wohnraumes machte die Kleinstädte 1945 zu einem Magnet der Flüchtlingsströme. Diese steuerte man, soweit sie damals überhaupt gelenkt werden konnten, in die Kleinstädte und aufs Land. Eine räumliche Konzentration in den Kleinstädten ergab sich durch das dortige Vorhandensein von Gebäuden, die als Massenquartiere tauglich waren, wie z.B. aufgelassene Kasernen, geräumte RAD-Baracken, ehemalige KZ-Unterkünfte, leerstehende Parteigebäude, aufgegebene Not-Lazarette. Aber auch in den vorhandenen Privatwohnungen wurde die

Wohnraumbewirtschaftung zwangsumgesetzt: Die Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Vertriebene, Zugewanderten, Evakuierten, Ausgebombten, Ostgeschädigten, ehemalige Zwangsarbeiter und KZ-Insassen, der ganze wild zusammengewürfelte Haufen ortsentwurzelter Menschen ('displaced persons'), der sich damals in den Kleinstädten ballte, wurde - falls er nicht nur zum Weitertransport dort gestrandet war - überall dorthin verteilt, wo noch irgend ein leerer Raum aufzutreiben war. Die für ganz andere Dimensionen ausgelegten Gebäude wurden so bis unters Dach voll belegt.

Die kleinstädtischen Wohnungen waren mit ihrem altertümlichen Raumschnitt einer verschwenderischen Fülle von Dielen, Innenhöfen und Werkstätten, deren Eingänge oft durch das Geschäft führten, schlechte Orte für eine Wohnraumbewirtschaftung. So wurden meist die besser geeigneten Nebenräume belegt und aus Waschküchen Wohnküchen, aus Schuppen Schlafstätten und aus Werkräumen bretterverschlagene Wohnzimmer. Es entstanden im Altstadtbereich dadurch unzählige Elendsquartiere. Die mittelalterlich-anmutende Raumenge und die katastrophalen hygienischen Bedingungen führten notwendigerweise zu laufenden Spannungen zwischen den Einheimischen und zwangseinquartierten Heimatvertriebenen.

Die neue Nachkriegszeit begann für die Kleinstädte mit einer massiven Übervölkerung. Die meisten Kleinstädte wurden quasi über Nacht in ihrer Einwohnerzahl verdoppelt. Waren sie noch in den Kriegsjahren bereits voll von ausgebombten und zwangsevakuerten Ex-Großstädtern, so kam mit den Flüchtlingsströmen eine erneute gigantische Bevölkerungswalze auf die einst beschaulichen Kleinstädte zu, die diese wie eine Bedrohung empfanden. Innerhalb kürzester Zeit kam es zu einem Bevölkerungsaustausch, indem die umgesiedelten Großstädter wieder zum Aufbau in ihre Städte zurückströmten und damit Platz für den nicht abbreißenden Flüchtlingsstrom aus dem Osten schufen. Die Gesamtzahl der neu hinzugekommenen Personen blieb damit konstant und stieg nicht mehr an. Erst nach der Währungsreform verließen auch viele Flüchtlinge, die in den strukturschwachen ländlichen Regionen keinen Arbeitsplatz gefunden hatten, die Kleinstädte in Richtung der Ballungsräume, wo vor allem auf Grund der Kriegsverluste gut ausgebildete männliche Arbeitskräfte dringend zum Wiederaufbau gesucht wurden.

Diese kleinen Erleichterungen änderten nichts an den Grundproblemen vor denen damals viele Kleinstädte standen: nicht genügend Arbeitsplätze, nicht genug Wohnungen, eine völlig überlastete Infrastruktur, eine vergangenheitsbelastete Verwaltung und eine zunehmende Verklärung der Vorkriegszeit. Die aktuelle Mehrfach-Problemlage zwang zum raschen pragmatischen Handeln. Als Grundlage dafür diente das "Not- und Sofortprogramm" der 1946er Jahre: In ihm hatte die Wiederaufnahme der Produktion Vorrang, d.h. die Priorität lag im ländlichen Raum in der Wiederherstellung von Scheunen und Ställen im Stadt- und Umlandbereich zur

Absicherung und Wiederaufnahme der Lebensmittelversorgung. Die Dringlichkeitsliste für den Wiederaufbau folgte einer klaren Prioritäten-Hierarchie: zuerst die Instandsetzung der landwirtschaftlichen, handwerklichen und gewerblichen Betriebsgebäude, dann die Durchführung von Flüchtlingsbaumaßnahmen, dann das Angehen von privaten Wohnbauten und zum Schluß die Neu- oder Wiedererrichtung von öffentlichen Bauten. Die Kleinstadt als Wohnstandort und Verwaltungszentrum mußte damit klar hinter dem Vorrang der Produktion- und Nahrungsmittelproduktionsaufnahme zurückstehen. Das Umland herrschte für eine kurze Zeitphase über das bisherige Mittelzentrum. Das vorherrschende Kleinstadt-Land-Verhältnis hatte sich temporär verschoben und sogar ein Stück umgekehrt.

Neben diesen Gebäudemaßnahmen galt es gleichzeitig die neuen Infrastrukturdefizite, die durch die stattgefundene Bevölkerungsexplosion eingetreten waren, anzugehen: Die Erweiterung der Entbindungsstation im Krankenhaus, die Ausweitung des Friedhofes, die Vergrößerung der Schulen, die Verbesserung der Wasserversorgung, die Erschließung von Baugelände, die Neuerstellung von Straßen, der Ausbau des Schlachthofs und der Molkerei zur Absicherung des erhöhten Lebensmittelbedarfes.

Die Lebensmittelfrage war auch in den Kleinstädten - trotz ihres damals kriegsbedingten und ackerbürgerlich-begründeten, nicht unerheblichen Selbstversorgungspotenzials mit eigenem Boden-, Garten- oder Kleintier-Stallbesitzes - ein zentrales Problem. Manch ein Kleinstadtbürger sehnte sich damals an ein Ackerbürgerdasein mit größerer Selbstversorgung zurück. Viele "bodenlose" Kleinstädter ohne Verwandtschaftsbeziehungen zum Land erlebten sich in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren sehr schmerzlich als "Städter", der um jedes (Über)Lebensmittel betteln mußte und zu Hamsterausflügen aufs Land gezwungen war. Das sonst so hochnäsige und tonangebende Kleinbürgertum begab sich nun mit leerem Magen und kleinlautem Mund aufs verachtete Land, um dort - neben dem verhassten Misthaufen stehend - mit dem nun hochnäsigen Bauern um ein Stück Speck und Eier im Naturaltausch gegen das geerbte Familiensilber zu feilschen. Viele Kleinstädter der gehobenen Schicht haben diese Schmach ihres Canossa-Gangs auf Land lange nicht verwunden. Der alte Kleinstadthaß gegenüber dem flachen Land hatte über den Nahrungskampf neue Nahrung bekommen und stand von nun an als zu rächende Schmach zwischen Kleinstadt und Umland im Raum. Jahre später würden die über die Bildungsreform der 1960er Jahre in die Gymnasien der Kleinstädte geholten Bauernkinder die Rache der damals gekränkten Studienräte noch zu spüren bekommen.

Neben dieser nahrungsbedingten kulturellen Demütigung der Kleinstädter gab es noch einen zweiten Kulturzusammenstoß, der die sonst so feststehenden Kleinstädte aus dem inneren Gleichgewicht brachte: Der enorme Bevölkerungszuwachs hatte die Mehrheitsverhältnisse vor Ort massiv

verschoben. In der Regel war die Einwohnerschaft ein Drittel bis zur Hälfte gegenüber der Altbevölkerung angewachsen. Die hohe Zahl der Neubürger drohte die Kleinstädte zu überfüllen. Der Zustrom ortsfremder Menschen sprengte die vormals intime Atmosphäre einer in sich geschlossenen Kleinstadtgemeinschaft: Bisher meist ein-konfessionelle Gemeinschaften wurden nun mit bi-konfessionellen Kulturen konfrontiert. Lokale Bräuche wurden mit mitgebrachtem Brauchtum und fremder Tracht konterkariert. Die Bildung von Wohngettos beförderte die Blockbildung der Kulturen und behinderte die angestrebte Integration. Die verunsicherten kleinstädtischen Ureinwohner suchten die sicheren und vertrauten Nachbarbeziehungen. Gleichzeitig wurden die sich auf die ganze Stadt erstreckenden Beziehungen reduziert. Der Stadtraum wurde vielfach als fremd empfunden und alte Bindungen schwanden und zerrissen unter dem Druck der neuen Kulturspaltung. Die eigene einst so vertraute Stadt schwamm im Unbekannten. Die Kleinstädte der unmittelbaren Nachkriegszeit erlebten ihren ersten Anonymisierungsschock: Eine Überfüllung durch massive Überbevölkerung. Dieser Schockzustand sollte sich verstetigen, denn trotz vieler Durchwanderungen, blieb ein Großteil der Neuankömmlinge tatsächlich da. Die Kleinstädte mußten sich ihrer "Neubürgerfrage" also stellen.

Der Bauboom nach der Währungsreform 1948: Das unmittelbare Nachkriegsprogramm der Kleinstädte hatte zwei Prioritäten: Neben der Ingangbringung der überlebensnotwendigen Produktion hatte das bloße "Dach über dem Kopf" und die Aufhebung der sozial unverträglichen Menschenpferchung durch die Wohnraumbewirtschaftung eindeutig Vorrang. Mit der Währungsreform im Juni 1948 setzte ein regelrechter Bauboom ein. Mustersiedlungen nach alten Plänen des Kolonisten-Hausbaus und am Stadtrand emporschießende Flüchtlingssiedlungen im Heimsiedlungsstil wurden die Insignien eines konservativen Bauens nach moderner Stadtplanung. Die Neue Heimat förderte den Musterbau und an die alte Heimat erinnerten nur noch die Straßennamen der nun seßhaft gemachten Neubürger.

Während es um die Kleinstädte herum boomte, mußten diese in ihrem Kern noch warten: Die Chance zu einer Wohnreform der verbauten und verwohnten Altstädte konnte erst in den späteren Zeiträumen der 1950er und 1960er Jahre angegangen werden. Nur die zerstörten Stadtviertel hatten Vorrang und versuchten einen Neuanfang ohne bloße Rekonstruktion des zerstörten Vorbildes: So bekamen einige Kleinstädte den Scharm der Kasseler Innenstadt im Kulturlook der 1950er verpaßt; andere Stadtkerne wurden dem Musterhaus des nationalsozialistischen Bauens mit rustikalem Spitzgiebel nachempfunden; mancherorts gab es aber auch die historisierende Variante eines echten Nachbaus, vor allem dann, wenn dieser zur Ergänzung einer lückenhaften Fachwerkhauszeile notwendig war. Die Kleinstädte waren in der baulichen Moderne angekommen. Die Nachkriegs-Moderne brachte allerdings eine neue

Ungleichzeitigkeit, eine deutliche Verschiebung in der kleinstädtischen Sozialstruktur mit sich: Zum ersten Mal in der Geschichte der Kleinstadt wurden viele Häuser in kurzer Zeit errichtet. Es entstand quasi neben dem als festem Zentrum definierten Altstadt kern eine oder mehrere Nebenstädte und Subzentren. Die Heimatvertriebenen, die nicht abgewandert, sondern im Einweisungsort verblieben waren, siedelten sich in diesen damals modernen Neubaugebieten an. Die neue Einwohnerschaft setzte sich vor allem aus Berufstätigen und Familien zusammen. Die Älteren, Witwen und unvollständige Einheimischenfamilien blieben in den alten Kernstädten wohnen und mußten warten, bis sie durch den Abzug der Zwangseingewiesenen aus ihren Häusern den notwendigen Raum und durch die Verkaufserlöse aus den Grundstückverkäufen für die Neubaugebiete die nötigen Mittel zur Verbesserung ihrer eigenen Wohnsituation hatten. Die alten Kleinstädter fühlten sich zurückversetzt. Sie mußten in ihren alten Mauern versauern, während sich die Neubaugebiete schmucker Familienwohnungen mit Bad und Inntoilette wie eine bedrohliche Halskrause um die Stadt herumlegten und sie in ihrem alten Kleinstädterselbstbewußtsein zu ersticken drohten. Diese sozialräumliche Spaltung in altstädtische Absteiger und neustädtische Aufsteiger ließ über Jahre von einander unabhängige Stadtteile entstehen, die längere Zeit ohne Vermittlung und Fähigkeit zum Dialog nebeneinander her existierten. Der soziale Wohnungsneid hatte das innerstädtische Klima vergiftet. Wie groß die inneren Spannungen waren, wurde zweimal im Jahr sichtbar, wenn der Traditionsverein der Altstadt auf die Vereinsneugründung aus der Siedlung traf und das Fußballspiel immer zu mehr als nur zu einem Spiel machte.

Während das leidige Wohnraumproblem die kleinstädtische Nachkriegsgesellschaft eher zu spalten schien, war man sich in der Einschätzung der neuen Chance, die die Flüchtlinge boten, die historisch verpasste Industrialisierung der Kleinstädte nun im Zuge des Wirtschaftswunders nachzuholen, in den Etagen der lokalen Wirtschaft und Rathäuser völlig einig. Mit diesem gut ausgebildeten Potenzial an Arbeitskräften, mit diesen arbeitsmotivierten Umsiedlern, mit dem Umzug ganzer Industriezweige aus dem Osten (z.B. Carl-Zeiss nach Oberkochen oder die Thüringer Glasindustrie nach Wertheim) konnte der Sprung ins Industriezeitalter nun gelingen. In großen Teilen der Bundesrepublik Deutschland begann so tatsächlich die „zweite Welle“ der Industrialisierung der Kleinstädte nach 1945, nachdem die „erste Welle“ um 1840 gerade ihren hundertsten Geburtstag feierte. Mit der Errichtung neuer Industrieviertel am Kleinstadtrand war der Grundstein für eine neue, moderne Industriegeschichte der Kleinstädte gelegt.

Der Mythos der heilen Welt. Die alte Kleinstadt-Metapher der noch doppelt (sowohl in Form der baulichen Erhaltung und geringen Kriegszerstörung, als auch bezüglich der sozialen Intaktheit und Geschlossenheit) "heilen" Welt, war

1945-1955 für den, der es sehen wollte, von der Realität überholt worden. Und dennoch wurden die Kleinstädte als das Sozio-Top des Nachkriegsdeutschlands (in der Heimat-Film-Kulisse, in der beliebten Neuauflage von Bildbänden aus der Vorkriegszeit, in den weitverbreiteten Auto-Reiseführern) weiter gefeiert. Die Sehnsucht der Deutschen nach Normalität schien in den "heilen" Kleinstädten zu liegen, während die Kriegsnarben in den Groß- und Mittelstädten (die notdürftig ausgebauten Keller, die Behelfsläden, die Behörden-Baracken, die Bahnhöfe ohne Dächer und die zuwuchernden Ruinen) noch die Städtelandschaften prägten.

Hinter der schmucken Fassade der Kleinstadt aber brodelte es bereits: Die mittelalterliche Bausubstanz, die engen Straßen, die in den Straßenraum ragenden Giebelhäuser, die zwischen den Häusern verlaufenden Brandgäßchen, die große Verdichtung des Wohnens durch die historisch-bedingte Überbauung jedes freien Platzes im schutzbietenden Mauerring, alles das, was der Kleinstadttourist so schätzt und bewundert, war für reale Kleinstadt in den 1950er Jahren längst zu einem Problem geworden. Der Grundriß einer befestigten Altstadt war nicht industriegesellschaftstauglich. Die anwachsenden Pendlerverkehre aus und hin zu den neuen Industrievierteln verstopften die engen Durchgangsstraßen der Altstadt. Regelmäßig geschlossene Bahnschranken und nur einspurig-passierbare Gassen stauten den Verkehr kontinuierlich zurück. Viel Zeit und Geld blieb auf den nicht zeitgemäßen Verkehrsstraßen liegen. Über den Gestank regten sich damals noch nicht viele Bewohner auf. Sie waren froh, daß die Räder des Wiederaufbaus wieder rollten und die längst überlasteten Güterumschlagplätze der Bahn und die kleinen Binnenhäfen mit ihren vorindustriellen Dampf-Hebkränen endlich massive Unterstützung bekamen.

Die Kleinstädte stecken noch voller Land. Die Kleinstädte waren in den 1950er Jahren noch viel zu dicht und zu voll von dem, was kriegswirtschaftliche Notwendigkeit, landstädtische Vergangenheit und überholtes Kleinstadthandwerk in ihren Mauern abgelagert hatte. Viele ländliche Elemente tummelten sich damals noch im Kleinstadtbild: Lagerhäuser mit traditionellem "Landhandel" im Stadtzentrum, Reparaturwerkstätten für landwirtschaftliche Maschinen, Viehhallen für die traditionellen Vieh- und Schlachtmärkte, Hafenanlagen zum Umschlag von "Landgütern", ein altes Mühlenviertel mit Getreide- und Öl-Mühlen, Schlachthöfe, Molkereien, Mälzereien und Brauereien im Hinterhof von Gastwirtschaften, alte Weinkeller und Eiskeller im Fels, mitten im Stadtgebiet liegende Gärtnereien, Schuppen und Scheunen der kleinstädtischen Nebenerwerbslandwirte, Stallungen und Kleinstallungen der Selbstversorger und auch landwirtschaftliche Betriebe in der Altstadt, die nur bei geöffnetem Tor als solche zu erkennen waren. Aber auch Pferdefuhrwerke der Brennstoff-Lieferanten und Brauereien, die Traktoren der Landwirte vor dem Lagerhaus und im Hinterhof des Landhandels, das typische landgebundene

Kleinstadthandwerk und landwirtschaftlich ausgerichtete Geschäfte (Eisenwaren, Seilerei, Wagner, Schmied, Schuhmacher, Stoffkaufhaus) sowie der zwischen Autos und Fuhrwerken geteilte Stellplatz im Straßenraum, gehörten noch zum normalen Kleinstadtbild der 1950er Jahre. Vor allem an der Rückseite der prächtigen Kleinstadtgebäude und im düsteren Bereich entlang der historischen Stadtmauerreste waren alte Scheunen und Stallungen zu erkennen, die leer standen, vom lokalen Handwerk und Gewerbe als Werkstatt- und Lagerraum übernommen oder zu Garagen umgebaut wurden. Ohne eine Ausschlackung dieser immer dichter werdenden handwerklichen und landstädtischen Relikte in den Hinterhöfen der Kleinstadt würde es keine Stadtzukunft für die Kleinstadt geben. Die überholten Bauzeugen standen einer Entwicklung hin zur "städtischen Kleinstadt" buchstäblich im Wege.

Das Kinderparadies Kleinstadt. Die enge Verschachtelung der Innenstadt, die für die weitere Stadtentwicklung allmählich zum Problem wurde, war für die Kinder der Kleinstadt ein wahres Spielparadies. Die Hinterhöfe waren voller "Spielsachen": Dort stapelten sich die Obst-, Gemüse- und Blumenkisten der kleinen Geschäfte und leeren Holzfässer der Gastwirtschaften und warteten darauf, zu Höhlen umgebaut zu werden. Im Lebensmittelladen gab es für das Einkaufen das Kinderbonbon und im Metzgerladen für das Stillhalten die Scheibe Gelbwurst. Beim Einkauf im Schuhgeschäft waren alle Kinder immer gespannt auf das nächste Lurchi-Heft und sehr enttäuscht, als wiedereinmal die alten Schuhe zum Schuster in der Seitengasse gebracht werden mußten, weil neue "noch nicht dran" waren und damit auch das Lurchi-Heft warten mußte. Ein wahres Stöberparadies - leider nur für die Augen - waren die Gemischtwarenläden, in denen es vom Schreibheft bis zum Stopfgarn alles gab und alles in geheimnisvollen Fächern, Schubläden, Schachteln und Schächtelchen untergebracht war, deren Logik nur der betagten älteren Dame, die in ihrem ihr eigenen Rhythmus bediente, bekannt war. Im Stadtcafe, wo sich pünktlich um 16.00 Uhr die älteren Damen der Kleinstadt zum Kaffee trafen, gab es seit neuestem "Negerküsse", einen Genuß, den man sich sonntags leisten konnte, wenn man die Woche über brav mitgearbeitet hatte. In der stadtnahen Gärtnerei gab es manchmal ein über den Gartenzaun gereichtes Fallobst vom hinter dem Zaun arbeitenden Gärtner, das von der wartenden Kinderschar jauchzend begrüßt wurde. Und manchmal wurde das Obst erst durch einen durch den Zaun gesteckten Stock zum Fallen gebracht und bis zur Greifzone am Zaun gerollt. Dieses "Selbstgepflückte" schmeckte dann besonders gut. Mit den schmalen Brandgassen, durch die nur Kinder paßten, waren die Kleinstädte durchzogen mit einem Labyrinth von Fluchtwegen, so daß kein Ladenbesitzer - bei der nötigen Vor- und Umsicht - je einen der kleinen Tagdiebe zum Fassen bekommen würde. Die zwei Kleinstadtpolizisten plauderten sowieso lieber mit allen Ladenbesitzern und Passanten als ihre nicht vorhandene Kondition in der Verfolgung von kindlichen Rotznasen zu testen. Allein das unverhoffte Auftreten eines Lehrer oder Pfarrers durchzuckte die

sonst locker spielende Kinderschar und ließ ihre Körper plötzlich zu einem kollektiven Gruß vor der Strafautorität stramm werden. Sie allein waren es, deren langem Arm in die Kleinstadt hinein sie fürchten mußten, denn Straftaten wurden häufig mit Schultatzen bestraft.

Zwischen den markanten Stadttürmen und Altstadtmauern hatten die Kinder eine echte Burg als Spielgelände. Die Spielvorbilder kamen noch aus gehörten oder in Märchen- und Abenteuerbüchern aufgelesenen Geschichten, oder wurden einfach frei erfunden. Die noch nicht existenten Comics und Fernsehbilder, die erst in den 1960er Jahren prägend wurden, hatten noch keinen Einfluß auf die Kinderphantasien. Diese Kleinstadtüberschaubarkeit der 1950er Jahre bot historischen Nestschutz und umfaßte zum letztenmal in einer besonderen räumlichen Nestwärme das Aufwachsen von Kindern und Familien. Die mit den alten Wehrtürmen und fast intakten Stadtmauern eingepackte Kleinstadt schien Schutz und Vertrautheit zu bieten und jene ersehnte Normalität eines normalen Lebens, normaler Menschen, in einer normalen Stadt, zu garantieren, die als Nachkriegsideal so sehnsüchtig herbeigesehnt wurde.

Eine große Faszination, vor allem bei den Jungen, übte alles, was sich als moderner Verkehr durch die Kleinstadt ergoß, aus. Der ständig anschwellende Verkehr weckte ihre Sehnsüchte am Neuen und Fernen. Und auf den damaligen Bundesstraßen, die noch echte Bundes-Fern-Straßen waren, weil über sie nicht nur der ganze Schwer-, sondern auch der Ferienverkehr rollte, gab es viel zu sehen. Das flächendeckende Autobahnnetz war noch ferne Utopie und das alte Reichsautobahn-Netz war primär ein Verbindung zwischen und unter den Metropolen, ohne Raumwirksamkeit in der Fläche, gewesen. Für die Kinder waren die stündlichen, durch die geschlossene Bahnschranke verursachten Staus, ein faszinierendes Schauspiel, denn mit den Autos kam die Welt in die Kleinstädte und jeder D-Zug vermittelte ein Hauch von Fernweh. Auch der Bahnhof und das Drumherum war ein beliebtes Spielgelände, denn seine umtriebige Geschäftigkeit machte ihn zu einem Ort voller Leben: Nicht nur die Bahnsteige waren voller Nahreisender, sondern auch in den Güterschuppen, bei der Postabfertigung, in den Lokschuppen, herrschte ein reges Treiben. Die Eisenbahn war damals das lebendige Zeugnis einer kleinstädtischen Industriekultur und die Eisenbahner waren die bewunderten Könige und Berufsvorbilder der Kleinstadtjugend, weil sie viel herumkamen und durch ihr Herumreisen viel zu berichten hatten. Der Beruf des Lokomotivführers stand damals bei den Berufswünschen der Jungen an erster Stelle.

Die kulturelle Kleinstadtprovinz. Die kleine Welt der kleinen Stadt der 1950er Jahre war aber nicht für alle der erstrebte Zustand irdischen Kleinstadtlücks. Die wiedererstarkten Musizierkreise der Kleinstadthonoratioren, die restaurierte Stammtisch- und Ratskeller-

Demokratie der Kommunalpolitiker, das offene Prahlen der neureichen Nachkriegsgewinnler, waren für die neuen politischen und kulturellen Schattenkinder der Kleinstädte nicht der erhoffte "Trost der Geborgenheit im Provinziellen" (T.W. Adorno). Die "angry young men", die auf die Kleinstadt zornigen Oberschüler, saßen in Kleincliquen vor den Radios und hörten auf AFN die Jazz-Platten, die es vor Ort nirgendwo zu kaufen gab. Der alteingesessene Buchladen übte eine Vorzensur aus, indem er alle Bücher, die auf eine "Amerikanisierung der Kultur" hinausliefen strikt aussortierte, bzw. überhaupt nicht anbot. Der in den holzgetäfelten und nach Bohnerwachs riechenden Nebenzimmer der Gastwirtschaften aufgestellte Fernseher war nur ein öffentliches Heimkino bei wichtigen Ereignissen und Fußballübertragungen und damit kein wirklich offenes Tor zur Welt. Das einzige Refugium zum Hinausträumen aus der Kleinstadtristes war das Kino, oder wie es noch eingedeutscht hieß, das Lichtspielhaus, das die "große Welt" herbeiflammerte und in durchgesessenen Polstersesseln ein Zufluchtort für private Fluchten und Phantasien bot. Der abgedunkelte Kinosaal bot den Freiraum, der in den überbelegten Wohnungen, in den kalten Tanzcafés und weißgestrichenen Eisdielen nicht zu finden war. Die Kleinstadtkinos waren die Jugendtreffpunkte der 1950er Jahre und ein wahrer Glücksort, konnte man einen Doppelsitzer in der letzten Reihe ergattern und dort sein oft nur platonisches Liebesnest für ein paar Stunden finden.

Zu klein war die Kleinstadt für alle diejenigen geworden, die nach dem Kriege auf einen echten Neuanfang gehofft hatten und nun in der wiederverspießerten Kleinstadtstange zu ersticken drohten. Die ortsbekanntesten Aufrüstungsgegner und die beim Einmarsch der Alliierten als "Vorzeige-Demokraten" gebrauchten Alt-KPDler und Alt-SPDler, die 1945 als Hilfspolizisten eingesetzt und im Zuge der mißglückten Entnazifizierung verheizt wurden, waren wieder zu Randfiguren degradiert worden, die die unpolitische Kleinstadtjugend gerne mit öffentlicher Billigung beim Plakatieren jagte und verprügelte. Während die Alt-Nazis in der FDP ihre neue politische Heimat fanden und überall in den Kleinstädten kleine Ludwig-Erhardts regierten, wurden alle verfolgt, die gegen den neuen Kleinstadtkodex des "kollektiven Vergessens" verstießen. Die Kleinstadtfamilie, die Vereinsfamilie, die Privatheit der Familie, wurden die neuen Tabuzonen im Kleinstadtleben. Eine neue Version einer "Volksgemeinschaft-light" sollte die Unsicherheitsperiode der Entnazifizierung vergessen machen: Eingesessenheit, Gutbürgerlichkeit, der tadellose Ruf der Familie, traditionelle Symbole, Dazugehörigkeit und Ordentlichkeit, wurden zu den wiedererstarkten Ikonen des kleinstädtischen Nachkriegsprovinzialismus. Der gute Bürger und das echte Mitglied der Kleinstadtgemeinschaft wurde zum Leitziel eines lokalpatriotischen Lokalismus, der zum einen tief in der Kleinbürgertradition der Kleinstadt wurzelte, zum anderen den Schritt hin zum angesagten Wirtschaftsliberalismus öffnen sollte. Die Kleinstadt der 1950er Jahre befand sich im Niemandsland des Fortschrittstraditionalismus und versuchte krampfhaft eine Synthese zwischen Traditionalismus und

Progressivismus. Seine politische Maximen hießen: Minimierung und öffentliche Neutralisierung von Konflikten im Kleinstadtleben. Die öffentlichen Meinungsunterschiede wurden "entpolitisiert" und den jeweiligen privaten oder ökonomischen Interessenssphären zugeordnet. Die neue Gemeinschaftlichkeit wurde überbetont, um das Projekt des angehenden "Wirtschaftswunderliberalismus" nicht zu gefährden. Dieses wackelige kleinstädtische Konsensmodell sollte bis Mitte der 1960er Jahre halten, bis es dort als kollektiver Selbstbetrug aufflog.

(2.)

Kleinstadtbilder aus den 1960er – 1970er Jahren - Die „Verstädterungsphase“ der Kleinstadt

Die "Verstädterung" der Kleinstadt. Mit Beginn der 1960er Jahre beginnt die Phase der "Verstädterung der Kleinstadt". D.h. zum einen stehen die Kleinstädte unter dem allgemeinen Verstädterungsdruck der Gesellschaft (ländlicher Strukturverfall, anschwellende Automobilität, Zwang zur Schaffung außerlandwirtschaftlicher Arbeitsplätze), zum anderen sind sie durch interne Probleme (innerstädtischer Sanierungsdruck, autogerechte Verkehrsplanung, Ausdehnung der Siedlungsfläche) und eigene Modernisierungswünsche (Anschluß der Geschäftswelt an das Stadtkonsumniveau, Modernisierung des Stadtbildes, Errichtung städtisch-moderner Funktionsgebäude) gezwungen, "städtischer" zu werden.

Alle diese Strukturprobleme kumulierten in der Notwendigkeit einer grundlegenden Sanierung, baulichen Rettung und strukturellen Modernisierung der Kernstadt. Längst hatte der Abwanderungssog in die Vorstadt begonnen und wer es sich leisten konnte, hatte am Kleinstadtrand neu gebaut. Mit den Siedlungsneubauten der 1950er Jahre waren bereits neue Stadtteile entstanden, die die neuen Ansprüche an Wohnkomfort einlösten und das Wohnen in der alten Kernstadt immer unattraktiver machten. Die Kleinstadt befand sich Anfang der 1960er Jahre in einer tiefgreifenden Mehrfach-Krise. Wollte sie ihre Kernstadt retten, so stand die Kleinstadt vor grundlegenden Entscheidungen.

Die Utopie der 1960er-1970er Jahre: Das "Geschäftszentrum Kleinstadt". Von Innen drängte die Geschäftswelt, die durch den anhaltenden Verkaufs- und Konsumboom der 1950er-1960er Jahre zur Vergrößerung ihrer Läden gezwungen war, auf dringende Modernisierung. Diese konnte durch einen mehrstöckigen Etagen-Verkauf, einen Durchbruch zwischen den eng gestellten Häusern zu einer Ladenebene unter 2-3 Häusern, oder im Neubau von kleinen Kaufhäusern erfolgen. Die wesentliche Voraussetzung dafür war aber immer die Gleiche: Die Kernstadt mußte "entsiedelt", d.h. durch die Aufgabe von Wohnfläche "entwohnt", werden. Das Gewerbe brauchte mehr Bau- und Umbauplatz und eine größere Verkaufsfläche, die nur durch die Räumung von ehemaligem Wohn- und Büroraum zu erzielen war. Damit war der raumplanerische Prozess der "Entmischung der Altstadt" eingeleitet: Die Kernstadt sollte zum Einkaufszentrum werden, während die Menschen an den Stadtrand umgesiedelt wurden. Das neue Mittelzentrum sollte eine durchgängige Einkaufsmeile werden, während der moderne Kleinstadtbürger -

je nach sozialem Status - im Siedlungswohnungblock, im neuen Hochhaus, oder im Eigenheim am Stadtrand wohnte.

Die alt-ländlichen Gebäude und die ackerbäuerlichen Wohnhäuser mit ihren überholten, überdimensionierten, stockwerk hohen Gewölbe-Kellern und treppen-gesäumten Hauseingängen wurden abgerissen, die raum-eingepferchten Kleinbetriebe im Altstadtkern endgültig aufgegeben oder in das neue Gewerbegebiet umgesetzt. Die innerstädtischen Geschäftsgebäude erhielten größere sprossenfreie Schaufenster und ebenerdige Eingänge. Die alten in den Straßenraum ragenden Stolperfallen der Eingangsstufen wurden beseitigt und luden damit mit einem direkten Zugang zum Kaufen ein. Der Marktplatz verlor seine alte Funktion als Bushaltestelle, Taxistand und Parkplatz und wurde zur brunnen-umplätscherten Fußgängerzone und spielte zweimal in der Woche "Grüner Wochenmarkt", durfte also in die Epoche des "alten Kleinstadtmarktes" entführen, als die Kleinstädte noch nicht "Geschäfts-Standort", sondern fast ausschließlich "Markt-Stand-Ort" waren.

Die neue Marktentwicklung der Kleinstädte in den 1960er Jahren war die Chance, sich endlich vom ländlichen Umland deutlich als "Stadt" abzuheben, indem das bisher für die Kleinstadt so typische Element des marktplatz-zentrierten "Geschäftsviertels" nun zu einem ganzflächigen "Geschäftszentrum Kleinstadt" erweitert würde. Das neue Geschäftsgebiet sollte sein modernisiertes Schwerpunkt-Zentrum im alten Geschäftsviertel haben, aber auch durch um- oder neugebaute Läden an den neuen Geschäftsstraßen entlang, an den Wegen hin zum Bahnhof und in die bisher vernachlässigten Seitengassen sternförmig ausgedehnt werden. Das ganze Kleinstadtareal sollte ein "Gesamtgeschäftszentrum" werden.

Die neue "Fußgängerzone" wurde zum Sinnbild der Kleinstadtmoderne. Sie siegte damit über das alte ländliche Zentrumssymbol, den "Marktplatz". Sie wurde der neue städtische Vorplatz und die Verteilungszentrale für den gebäudefixierten und institutionalisierten neuen Markt, der sich nun in den Geschäften und nicht mehr auf den offenen Plätzen abspielte. Die Kleinstadt emanzipierte sich mit diesen neuen Strukturelementen der städtischen Moderne endgültig von der Vergangenheit der ländlichen Marktfunktion und bekam großstädtische Züge. Und tatsächlich waren die neuen Kaufhäuser, die seit den 1960er Jahren in den Kleinstädten entstanden, keine "Landwarenhäuser" mehr, sondern durch ihre Rolltreppen sichtbar gemachte Symbole der neuen Zeit. Es ging auch in den Kleinstädten automatisch aufwärts.

Die neue Kleinstadt wurde eine Mischung aus modernem Einkaufs- und Versorgungszentrum. Das neue Kleinstadtbild wurde geprägt durch fußwege-verbundene Verwaltungs-, Dienstleistungs-, und Einkaufsräume. Die kundenabschreckenden ländlichen Ecken, schmutzigen Hinterhöfe und qualmenden Werkstätten der alten Kleinstadt verschwanden unter schwarz

geteerten Flächen. Neue Zufahrtswege und Stellflächen dienten als "Kundenparkplätze" und machten die Geschäfte an den Hintertüren zur Laderampe anfahrbar. Die Stadtreinigung legte sich eine Straßenkehrmaschine zu und die Stadt erstrahlte im neuen Glanz bisher nicht gekannter kleinstädtischer Sauberkeit. Mehr Stadtfläche, mehr Geschäftsfläche, mehr Verkaufsfläche, lautete die Utopie des neuen "Geschäftszentrums Kleinstadt".

Raumhindernis: Altstadt-Kern. Die bauliche Realität im Altstadtkern sah Anfang der 1960er Jahre allerdings noch ganz anders aus: Für eine moderne Geschäftszone war der Innenstadtbereich noch viel zu dicht überbaut. Der Modergeruch einer untergehenden Landstadt und das Hinterhof-Ambiente einer Garagenzeile, sprachen gegen das neue Image einer freundlichen, hellen und modernen Einkaufsstadt. Die Altstadt brauchte mehr freie, lichtdurchflutete Plätze und Einkaufshäuser, die sich nicht über enge Gassen beugten, sondern als stolze, sonnenbestrahlte Geschäftshäuser zum Einkaufen einluden. Diese Überlegungen waren der Startschuß zu einer radikalen Entkernung des Altstadtbereichs. Jedes leerstehende Haus, jedes aufgegebene Gewerbegebäude, jeder freiwerdende Lagerschuppen, der nicht stadtbildprägende oder historisch-wertvolle Baussubstanz darstellte, wurde freisaniert und abgerissen. Wegen ihren großen zusammenhängenden Flächen und den eindeutigen Ein-Eigentümer-Vorteilen besonders begehrt, waren die alten Industriestandorte (wie z.B. Eisengießereien, Papiermühlen, Möbelfabriken, Brauereigebäude etc.) im Innenstadt- und stadtrandnahen Bereich. Sie wurden stillgelegt oder ausgelagert, um an die dringend benötigten Bauflächen zur Altstadtsanierung zu kommen. Um den innerstädtischen Bauplatzhunger stillen zu können, wurden auch alte Befestigungs- und Mühlgräben zugeschüttet, überflüssige Gleisanlagen (zu)rückgebaut, stadtnahe Gärtnereien ausgelagert und alle als marode-geltenden, bereits einige Jahre leerstehenden oder als baufällig eingestuften Gebäude, rigoros abgerissen. Da für die so - oft präventiv - entstanden Abrißflächen nicht immer sofort ein Neubaukonzept vorlag, entstanden die für die 1960er Jahre in den Kleinstädten so typischen Schotterparkplätze. Wie eine Pferdekoppel umzäunt, wurden sie zum Stellplatz der neuen PS-Kräfte, die dank dieser neu-gewonnenen Freiflächen nun bis ans Stadtzentrum heranrückten und stadtraumnah parken konnten.

Kulturhistorisch hatte diese großflächige Stadtsanierung weitreichende Folgen: Mit ihr verschwanden viele sichtbare Zeichen der kleinstädtischen Arbeitsgesellschaft (die auf den Nebenplätzen arbeitenden Küfer, die kleinen Reparatur-Werkstätten und Lagerschuppen in den Seitenstraßen) und die Spuren der ländlichen Stadtwirtschaft (die kleinen Schmieden und Werkstätten, die ehemaligen Pferdeställe und Waschküchen) aus dem Stadtbild. Mit dem Flächenabriß der innerstädtischen Häusler-Vierteln und den auf den Resten der alten Stadtmauer aufsitzenden Tagelöhner-Häuser wurden gleichzeitig auch die Bauzeugen der kleinstädtischen Unterschicht auf die Bauschuttdeponie

entsorgt. Die moderne Kleinstadt sollte keine Elendsviertel mehr haben, zumindest nicht im neugestylten Schmuckstück Altstadtbereich. Erst in den 1980er Jahren erkannte man, daß damit ein ganzes Segment der Kleinstadtgeschichte unwiederbringlich verloren gegangen war, weil man nur die Bürgerhäuser als denkmalschützenswert eingestuft hatte. Nur sehr wenige Objekte hatten ihren Eingang in die dorf-dominierten Freilichtmuseen gefunden, so daß auch dort diese Kleinstadtgeschichte kaum vertreten ist.

Nicht zu kritisieren hingegen war der breite Abriß der vielen wie Schwalbennester an der historischen Stadtmauer angeklebten Schuppen, Scheunen und Garagen, die die Kleinstädte in häßlichster Form zugestellt und entstellt hatten und im Zuge der "Entländlichung der Innenstadt" auch funktionslos und überflüssig geworden waren. Diese Abrisse folgten alter kleinstädtischer Tradition des permanenten generativen Umbaus, Anbaus und Baustoffrecyclings, der sich der jeweiligen Nutzungsfunktion ohne falsche Sentimentalität temporär anpaßte. Nur das bewohnte und genutzte Haus hatte in der vorbürgerlichen Baugeschichte einen "Wert". Das Haus als ästhetisches Anschauungsobjekt und "Wert an sich" wurde erst durch das Bürgertum erfunden.

Der innerstädtische Verfall riecht. Die Baufälligkei t und Sanierungsbedürftigkeit der Altstadt war seit Ende der 1950er Jahre nicht mehr zu übersehen. Versottete Wände, großflächig ausgebrochener Putz, durch das Mauerwerk scheinende feuchte Fachwerke, undichte Dächer, einsturzgefährdete Schornsteine und mit Balken abgestützte Häuser, gehörten zum normalen Stadtbild. Die Hauptprobleme lagen aber innerhalb der Häuser. In den - an der Fassade noch einigermaßen intakten - Gebäuden gab es große Mängel bei der sanitären Ausrüstung und bei der nur notdürftigen Fäkalienbeseitigung in Gruben oder gar durch ungereinigte Einleitung in die Flüsse. Der innere Verfall der Häuser und der rapide Niedergang der Wohnraumqualität war förmlich zu riechen. Noch bis in den 1970er Jahren hinein hatte ein Viertel der Altstadtwohnungen kein eigenes WC in der Wohnung, von einem Bad ganz zu schweigen.

Die Romantik der Gassen und Winkel bröckelte massiv. Die ehemals schlechte Bausubstanz wurde durch mangelhafte Hinterlüftung und damit fehlender notwendiger Belichtungstrocknung zur gesundheitsgefährdenden Bausubstanz: Der Geruch von faulenden Balken, morschen Treppen, modernden Fußböden, verschimmelten Wänden, verschmutzten Toilettenanlagen und dunklen Fluren, die an gespenstige mittelalterliche Katakomben erinnerten, übertraf jede großstädtische Miethauskritik aus dem 19. Jahrhundert bei weitem. Die wahren Mietskasernen und heruntergekommen Hinterhöfe standen in den 1950er-1960er Jahren in den Kleinstädten, während in den Großstädten die neuen Mietshäuser mit kleinbürgerlichem Wohnstandard aus den mörtelgeputzten

Backsteinen der Trümmerfrauen längst hochgezogen waren. Das anfängliche Lob über die erhaltene Bausubstanz in den Kleinstädten schlägt seit Anfang der 1960er Jahre um in die schwierige Verwaltung einer Erblast, die Wege des Neuanfangs förmlich verbaut. Manch ein Rathausstrategie mag sich damals gewünscht haben, daß doch eine Bombe mehr hier für mehr Freiraumplanung gesorgt hätte. Aber was die nicht gefallene Bombe damals versagte, holten dann die Abrißbagger in den 1970er Jahren massiv nach.

Während in der eigentlichen Kernzone der Kleinstädte, entlang des Marktplatzes und der Hauptgeschäftsstraße das Sanierungsproblem aufgrund stattgefundener Renovierungen in den 1930er und 1940er Jahren nicht so gravierend war, hortete es sich in den Seitenstraßen zu einer Problemlawine: In den Gassen seitab der Hauptstraße, wo es selbst im Sommer kellerfeucht atmet, schattenkühl haucht, war der Verfall offenkundig. Nasse Wände, bröckelnder Putz und ausgebleichtes Fachwerk ließen viele Häusern schnell altern. Viele Nebengassen-Häuser wurden unansehnlich schwarz vor in den Mauern aufsteigender Versottung. Im Winter gefroren diese nie trocknenden Stellen und brachen ganze Löcher an den Häuserwänden aus. An solchen Häusern wuchs keine kupfergrüne Patina heran, sondern der algengrüne Totenkranz des Verfalls. In diesen Nebengassen, die in vielen Kleinstädten den Spitznamen "Türkei" als Umschreibung für ein heruntergekommenes Viertel erhielten, zogen seit den 1960er Jahren nun "echte" Gastarbeiter – vorrangig aus Italien, Griechenland, Portugal, Jugoslawien und der Türkei - ein. Die Altstädter ihrerseits zogen in Scharen an den grünen Stadtrand in ihren Neckermann-Bungalow und öffneten so ihre alten Haustüren für die neuen vorstädtischen Stadtrandgruppen und Zuzügler. Damit entstand um den eigentlichen Kleinstadt-Kern herum ein neuer Elendsring kleinstädtischer Randgruppen. Dieser Bevölkerungsaustausch bedrohte alle Bemühungen zu einer erfolgreichen Modernisierung der Innenstadt. Bereits wenige Schritte vom Stadtzentrum entfernt gab es Anzeichen einer "Verslumung" der Kleinstadtkerne. Und tatsächlich war der Einwohneranteil der zur Weiterarbeit im alten Seitengassen-Laden gezwungenen, geringverdienenden Gewerbetreibenden, sozialschwachen Einkommensgruppen, Aussteiger-Jugendlichen und Ausländern in diesen neuen "Billig-Wohn-Vierteln" der erheblichen Bau-Mängeln, der unzureichenden sanitären Verhältnisse, der bautechnischen Mißständen, der geringen Wohnraumhöhe und schiefen Böden, in den 1970er Jahren überdurchschnittlich hoch. Ohne diese minderwertige, aber billige Baussubstanz hätte es wohl in den Kleinstädten zu dieser Zeit keine ersten Ansätze von Jugendlichen-Wohngemeinschaften gegeben. Die erhoffte Mieteinnahme und das in seinem Zustand kaum mehr zerstörbare Haus, veranlaßte so manchen konservativen Ex-Altstadtbewohner hier alte Vorurteile außer Kraft und rein auf die monatliche Festeinnahme zu setzen. Daß dieser Leerstand in einigen Kleinstädten zu demonstrativen Hausbesetzungen mit der Forderung nach Einrichtung eines Jugendhauses führte, ist eine weitere Parallel-Geschichte zwischen Stadtsanierung und kleinstädtischer

Jugendbewegung. Daß diese Hausbesetzungen die Modernisierung der Innenstädte mancherorts regelrecht beschleunigten, ist geradezu der Beweis für das offensichtliche Nebeneinanderherlaufen der beiden Modernisierungsbestrebungen.

Historische Abrißbremsen: Die auffallende bauliche Geschlossenheit im Kernbereich der Kleinstädte, die sich weitgehend mit dem ehemals ummauerten und befestigten Altstadtbereich der Kleinstädte deckte und einen mittelalterlichen Grundriß zu erkennen gab, ließ in den 1960er Jahren noch keine Großflächensanierung zu. Zur Totalsanierung fehlte den Städten damals das Geld, ein wirklich angemessenes Gesamtkonzept und eine die Bürger überzeugende Gesamtplanung. Nur eine mittelfristige Planung mit gezielten Entmietungen, Geschäftsumlegungen und Gewerbeauslagerungen, konnte die Substanz an Gebäuden und Flächen erbringen, die eine Flächensanierung juristisch und raumplanerisch auch möglich machte. Dagegen forcierten altersbedingte Geschäftsaufgaben, freiwerdende Werkstätten und die Auflösungen alter Stockwerkseigentümereien, die lange Vorlaufplanungen erfordernde Freiräumung des Altstadtkerns. Auch bautechnisch gab es einige Probleme. Die dichte Verschachtelung der Häuser, die teilweise fehlenden Brandschutzmauern und die oftmals ohne Folgen gebliebene, weil durch Seitenstützen kompensierte Durchtrennung tragender Balken, machten einen Teilabriß, ohne benachbarte Häuser in Mitleidenschaft zu ziehen, schwierig und durch die schrittweise Etagenabtragung auch teuer.

So waren die 1960er Jahre vielfach noch die Phase der kleinen Ausbesserung der größten Schäden zur reinen Wohnraumerhaltung mit der Folge, daß die Notwendigkeit der breiten Flächensanierung immer augenscheinlicher wurde, denn die Anzahl einzelner Gebäude mit Leerstand und Verfall zur Ruine in den Nebenstraßen und Gassen stieg. Die vorhandene Baufällichkeit und die allgemeinen Verfallserscheinungen wurden anhand immer mehr abgestützter Häuser und bereits zum Nachbarhaus ausgebrochener Wände überdeutlich sichtbar. Es bestand also Handlungsbedarf, wollte die Kleinstadt nicht riskieren das Negativeimage einer sterbenden Idylle zu bekommen. Es verwundert nicht, wenn angesichts solcher Bilder Anfang der 1970er Jahre eine deutliche Mehrheit der Kleinstadtbewohner für eine radikalen Flächensanierung plädierte.

Auto ante portas. Wo einst die Stadtmauer stand, standen seit den 1960er Jahren nun die Fahrzeuge aus dem Umland und belagern die Kleinstadt von ihren alten Burggräben und Stadtwällen her. Die Blechlawine war "ante portas" und die Stadt konnte sich diesem Problem nicht mehr verschließen. Bereits im 19. Jahrhundert waren die dazu nötigen Stadttore ja gerade aus den gleichen verkehrstechnischen Gründen gefallen. Die industrialisierten Kleinstädte waren zu einem Einpendler- und Einkaufszentrum geworden. Betrug die PKW Dichte 1960 noch 4 Millionen PKWs so stieg sie 1974 auf 16 Millionen Zulassungen

an. Das ist eine Vervierfachung des Fahrzeugaufkommens, das natürlich nicht nur für die Großstädte Bedeutung hatte, sondern auch in den Kleinstädten zu einem immer drängender werdenden Problem anwuchs. Die neue Bedrohung einer nicht mehr beherrschbaren Blechlawine stand aber nicht nur vor den Stadttoren, sondern trug wesentlich zu deren innerer Verstopfung bei. Die Kleinstädte drohten "zugeparkt" zu werden.

Das Auto war in den 1960er Jahren auch in der Provinz zu einem Statussymbol dafür geworden, es "zu etwas gebracht" zu haben. Die Marke war die sichtbare Meßlatte des eigenen Vermögens. Der Neuwagen das Indiz dafür, in dieser Klassifizierung wieder eine Sprosse aufgestiegen zu sein. Die Kleinstädte brauchten also viel Stellraum und Garagen. Die wenigen alten Parkplätze und Gästegaragen vor den alteingesessenen Hotels, die in den 1920er Jahren mit großen Lettern an der Hauswand für den Fortschritt in Form von "Fließend kaltes- und warmes Wasser, Zentralheizung und Garagen" geworben hatten, reichten dafür längst nicht mehr aus. Der Massenumbau von alten Schuppen und Scheunen, leerstehenden Werkstätten und Kellern, alten Läden und Erdgeschossen im Altstadtbereich zu Garagen begann in den 1950er Jahren. Da diese Gebäude oft wie Schwalbennester an den Resten der alten Stadtmauer klebten, wurde damit die alte Stadtmauern nun faktisch mit einer neuem Mauer aus Blech nochmals umrundet und befestigt. Die Stadtmauer der Nachkriegs-Moderne waren die Garagenbatterien der Kleinstädte. Diese Stellmöglichkeiten waren aber gefährdet. Der Einparkraum wurde immer enger; die Bausubstanz der Gebäude für das "heilige Blech" immer gefährlicher; und die Stadtsanierung hatte gerade auf diesen aktuellen Wildwuchs in der Baulandschaft ein planendes Auge geworden. Diese Anhängsel und Wurmfortsätze altstädtischer Kleinstanbauten auf engsten Raum sollten als erste fallen, um mehr Licht und Platz in die Kleinstadtenge zu bringen. Sie galten als baulich minderwertige Baussubstanz und tendenzielle Schandflecke im neu zu schaffenden touristenfreundlichen Kleinstadtbild. Mit dem Fall der alten Garagen kam das Innenstadtproblem Auto auf die politische Tagesordnung, von der es bis heute nicht mehr verschwinden sollte. Wohin mit den abgestellten Autos? Was machen die Altstadtbewohner mit ihren Autos? Bleibt das Zentrum anfahrbar oder wird es für Autos gesperrt?

Neue Wortschöpfungen wurden erfunden und in das Vokabular der Stadtplaner aufgenommen: "Parkflächenbewirtschaftung", "Anwohnerparkplätze", "Taxi-Parkzonen", etc. Die einzige praktikable Lösung hieß immer nur: Die moderne Kleinstadt kennt nicht nur ein "Bauen für das Gewerbe" und ein "Bauen für das Wohnen", sondern braucht auch als einen neuen Bausektor das "Bauen für das Auto". Architektonisch umgesetzt hieß dies: Entweder Schichtung der Fahrzeuge in die Höhe als Parkdeck. Oder Schichtung der Fahrzeuge in die Tiefe als Tiefgarage. Beide Modelle liefen jeweils auf eine mehrstöckige Hochhauslösung für das Auto hinaus.

Ab den 1970er Jahren wurde daher jede Baulücke tiefgebagert und mit einem Parkdeck unterkellert. Die engen Zufahrtsstraßen wurden autoerweitert, um die nun im Untergeschoß versteckten Stellgaragen auch unfallfrei füllen zu können. Die Kleinstadt war wieder etwas städtischer geworden, denn sie hatte nun eine neue Unterwelt aus Blech bekommen. Ihre Untergrundstationen waren großstädtisch anmutende Lifte zu den darüber liegenden Kaufcentern und mit Treppen erschlossene Ausstiegsluken zur breitausladenden Fußgängerzone. Die niedrige Deckenhöhe der Parkdecks wurde zum Alptraum manches Fahrradtouristen, der erst bei einem lauten Krachen wiederentdeckte, daß er einen Fahrradgepäckträger aufgesattelt hatte. Mit den Tiefgaragen wurde die tatsächliche Autohöhe zu einem festen Kriterium der Kleinstadtauglichkeit. Um den unheimlichen Parkdecks mit ihrer Mischung aus Dürsterheit, Urin- und Abgasgeruch den Schrecken zu nehmen, wurden diese in den 1980er Jahren mit speziellen "Frauen- und Behindertenparkplätzen" sozial nachgerüstet.

Viele ehemalige Altstadtbewohner lösten das leidige Parkplatzproblem in den 1970er Jahren mit einem endgültigen Umzug an den Stadtrand. Dort war der feste Platz für Garage und Stellplatz schon im Bauplan eingeplant. Entweder als Reihengarage neben dem neuen Mietblock, oder als Hausgarage am eigenen Neubau. Die Suburbanisierungsbewegung an den Stadtrand war neben der neuen Wohn- und Lebensqualität auch eine Auto-Frage. Die sichtbare Nähe zum teuersten Konsumgut und die ständige Verfügbarkeit als Fahrzeug wurde zum Muß-Faktor des Kleinstädters. Denn das eigene Auto war das, was ihn über den Radius der alten Provinz und den Horizont des Provinzlers hinaushob. Die allzeitige Mobilität war das Gegengift gegen den verhockten unbeweglichen Provinzialismus.

Neue Lösungen für eine "autogerechte Kleinstadt" mußten also her. Das hieß Mitte der 1970er Jahre im Klartext: Insellösungen waren nicht mehr gefragt. Die Epoche der Flächensanierung hatte begonnen. Die Bagger rückten an und gruben sich durch die Häuser der Kleinstadt bis in ihren Untergrund auf der Suche nach den dringend benötigten Stell- und Parkplätzen. Es begann die Zeit, wo der Stadtarchivar als Denkmalschutzwart wild gestikulierend jeden Bagger belauerte, um zumindest noch die Ornamente und Tür- und Fensterbögen vor seiner Schaufel zu retten und bei dieser Rettungsaktion täglich mehr Abrißstaub als Aktenstaub schluckte.

Die Kahlschlagsanierung der großen Schneisen hatte begonnen. Der "versäumte Krieg" wurde nun als Modernisierungs-Krieg der Abrißbomben und mit den Kettenfahrzeugen Bagger und Planieräume "nachgeholt". Was die einen als die "zweite Zerstörung Deutschlands" anprangerten, war für die anderen der längst fällige bauliche Befreiungsschlag. Was für die einen der städtebauliche Verrat an der einstmals fest vertrauten Kleinstadt war, war für die anderen der endgültige Durchbruch der Kleinstädte zur Moderne. Was die

einen unter dem bösartigen Begriff der "Bochumisierung der Kleinstädte" zusammenfaßten, war für die anderen der notwendige Zukunftsschritt zur bekennenden Stadtentwicklung.

Mußte bisher bereits ein besonders im Wege stehendes Eckhaus weichen, um die Verkehrslage in der Altstadt zu verbessern, ging es nun aufs Ganze: Selbst schöne alter Bürgerhäuser, der ganze Stolz und die Attraktion der Stadt, mußten fallen, weil nur so der Verkehr aus dem Kernbereich herauszuhalten war. Die Alternative war oft nur: Sollen die winkeligen, engen Altstadtgassen und malerischen, kleinen Marktplätze durchgangsverkehrsfrei werden, so müssen dafür ehemalige Vorstadt-Gassen zu Stadtringen verbreitert werden. Was die Kerne befreite, wurde zur Zumutung für die ehemaligen Randstädter. Die kleinstädtische Ruhe in den äußeren Stadtringen war damit endgültig vorbei. Die Sanierung der Kerne erfolgte auf Kosten der nun verkehrsgefluteten Vorstädte.

Die neuen Insignien der modernen Kleinstadt. Der neue Zeitgeist einer modernen Kleinstadt der 1960er Jahre drückte sich vor allem in der neuen Städtebau-Architektur aus: Der Hochbau mit Flachdach wird zum Symbol der Moderne. Mit diesem Trend fingen in der Regel die Gewinner des Wiederaufbaus, die Banken in den Kleinstädten, an: die Sparkassen, Volksbanken und Filialen der Landesbanken stellten in den 1960er und 1970er Jahren vielerorts ihren majestätischen Betonklotz mitten in die Stadt. Die Stadtverwaltung zog nach und modernisierte im gleichen Stil: Das neue Rathaus, die neue Stadthalle, das neue Krankenhaus, das neue Schwesternwohnheim, hatten ebenfalls diese Mischung aus Stahl, Beton, Glas und Kiesdach. Neue Funktionsbauten folgten diesem Stil: Die Rettungswachen von Feuerwehr und Rotem Kreuz, das neue Domizil der Polizei und das modernisierte Arbeitsamt. Der größte Neubau dieser Zeit aber war das neue Schulzentrum. Die Bildungsoffensive in den 1960er Jahren, sowieso die geburtenstarken Nachkriegsgeneration hatten zu einem massiven Anstieg der Schülerzahlen geführt. Die alte "Penne", der Natursteinbau im wilhelminischen Stil mit seiner seit einem Jahrhundert durchgetretenen Natursteintreppe, wurde zu klein um den neuen Ansturm auf das Gymnasium aufzufangen. Die neue Großlösung hieß Schulzentrum: Zuerst für die neue Bildungselite, dann auch für die Haupt- und Realschüler. Gleichzeitig kam es in den Kleinstädten auch zu Schulneugründungen: Ein Wirtschaftsgymnasium wurde zum zweiten Abiturstrang. Eine Fachoberschule mit sozialem, wirtschaftlichem und technischem Zweig berechtigte von nun an zum Fachabitur. Vereinzelt entstanden auch die ersten Ganztagschulen, die als Modellprojekt die ländlichen Bildungsreserven abschöpfen sollten. Alle diese neuen Schulzweige brauchten Raum und neue oder erweiterte Gebäude. Teilweise war die Nachfrage an weiterbildenden Schulen so groß, daß es nach der Gebietsreform Mitte der 1970er Jahre, die durch den Zusammenschluß einzelner Orte "neue Kleinstädte" gebildet hatte, in diesen zu Schulneugründungen kam. Diese

bekamen dann gleich die nächste Generation des Schulzentrums, einen ganzen Schulkomplex, bestehend aus Gymnasium, Haupt- und Realschule, sowie der ganzen Infrastruktur (Sporthallen, Hallenbad und Sportplätze) hingestellt. Aus Platzmangel entstanden diese Bauten am Stadtrand und wurden im Laufe der Zeit zu einem neuen Sozialzentrum in der Kleinstadt, indem sie durch die Konzentration von Kindergartenneubauten, Jugendzentren, Ausländerzentren etc. auf einem Raum verdichtet wurden. Die notwendige Anfahrtswege- und Parkplatzplanung hatte diese Verdichtung als sinnvoll erscheinen lassen.

Aber auch im privaten und gewerblichen Bereich wurde sichtbar modernisiert. Im Stadtzentrum entstanden Modehäuser, kleinstädtische Kaufhäuser, Hotelneubauten, Kino-Paläste, erste Super- und Baumärkte und stadtrandnah die ersten Wohnhochhäuser, in der bisher nur durch Kirchtürme, das Lagerhaus und das etwas höhere Brauereigebäude geprägten Kleinstadtsilhouette. In den wachstumsboomedenden Industriekleinstädten schossen sogar richtige Hochhausviertel aus dem Boden. Die Entkernung des Innenstadtbereiches und die Expansion an den Siedlungsrändern nach außen gingen Hand in Hand, so daß der Wohnungsbau die ausgelagerte Industrien bald wieder einholte und in einer zunehmenden Verdichtung von Wohn- und Gewerbegebieten wieder zusammenbrachte. Das alte Problem der Vermischung wiederholte sich am Stadtrand: Ehemals ruhige Wohngebiete wurden über Nacht zum Schulzentrum. Ehemals reine Wohnstandorte zum gemischten Wohn- und Gewebesektor. Und die Zonen der in den 1960er Jahren erfolgten Wohnsuburbanisierung wurden in den 1970er Jahren mit einem neuen Gewerbegebiet umbaut. In dieses neue Gewerbegebiet zogen damals die platzintensiven Geschäfte aus dem Altstadtbereich um, z.B. die alten stadteingesessenen Möbelhäuser, die im Stadtzentrum nur noch mit einem Ausstellungsschaufenster präsent blieben, um ihre Kunden an den erfolgten Umzug zu gewöhnen. Auch die alten Eisenwarenhandlungen gaben nicht nur ihren früheren Kernstadtstandort, sondern auch ihren alten ländlich-geprägten Kundenkreis auf, und setzten mit der (Aus)Gründung eines Baumarktes im Industriegebiet voll auf den neuen Markt der Modernisierung. Den Hauptsektor im neuen Industriepark aber nahm das Auto ein: Autohäuser, Werk- und Tankstellen, der Autozugehörhandel, Autowaschanlagen, Reifenlager und der TÜV konzentrierten sich am anfahrfreundlichen Stadtrand. Diese Umsiedlungsbewegung schuf im alten Stadtkern neuen Raum: Die aufgegebenen Flächen der umgezogenen Betriebe konnten durch Abriß neuen Nutzungen zugeführt werden. So entstanden Mitte der 1970er Jahre oft auf einen Schlag ganze Areale zur Neubebauung.

Der Strukturwandel und seine Spuren: Der massive Umbau der Kleinstädte zu Industrie- und Gewerbebeständen war seit den 1960er Jahren nicht mehr zu übersehen. Die alten Funktionsgebäude aus der Zeit der ländlichen Kleinstadt, wie das landwirtschaftliche Lagerhaus, das städtische Schlachthaus, die

Molkerei, die Brauerei, die Viehhallen, die Landmaschinenwerkstätten und Kleinzapfsäulen, verschwanden aus dem inneren Stadtbild durch Auslagerung, Abriß oder Umnutzung.

Gleichzeitig ging in dieser Epoche die große Zeit der Kleinstädte als wichtiger Eisenbahnhaltepunkt und -knoten zu Ende. Den Anfang machten die Schmalspurstecken, die bereits in den 1960er Jahren massenhaft stillgelegt wurden. Sie waren das erste Opfer des Schienen-Parallel-Verkehrs geworden. Ab sofort wurden die gleichen Strecken nur noch mit den roten DB-Bussen bedient. Da der Schnittpunkt von Schmalspurbahn und Hauptbahn in den Kleinstädten lag, trat an dieser Schnittstelle ein schleichender Funktionsverlust ein, der einige Jahre später meist im Totalabriß der inzwischen verfallenen Bahninfrastruktur endete.

Noch war der Schienenverkehr auf den Normalgleisen mit dem "Retter der Nebenbahnen", den roten Schienenbussen, aufrechterhaltbar. Auf dem Lande war der Schienenbus lange Zeit das einzige und vernünftigste Beförderungsmittel für große Bevölkerungskreise. An den Erstwagen war für viele damals noch nicht zu denken und die Landstraßen hatten damals noch alle einen Erdkrümmungsbogen in der Mitte des Asphalts, der auch kein schnelleres Fortbewegungstempo als im roten Rüttelgefährt der DB erlaubte. Erst in den 1970er Jahren hatte das Auto mit seinen nun gut ausgebauten und schneller befahrbaren Landstraßen gesiegt und die Schienenoption war nur noch durch den darauf abgewickelten Schülerverkehr zu halten.

Bis ins Mark traf die Kleinstädte der 1976 gefällte Beschluß der DB den Dampfbetrieb endgültig einzustellen und dies mit einem Dampfverbot auf allen Strecken durchzusetzen. Mit diesem historischen Einschnitt war auch die gegenseitige Erfolgsgeschichte von Eisenbahn und Kleinstadt zu Ende. Die Kleinstädte hatte über 100 Jahre von der Eisenbahn als Weltanschluß von Personen und Gütern profitiert, aber auch als Re-Importeur von städtischer und überseeischer Ware gelitten. Die Bahn war die eigentliche Industrialisierung für viele ländliche Kleinstädte gewesen. Ihre Betriebswerke, Bekohlungsanlagen und Lokschuppen waren die Spitzenarbeitsplätze auf dem Lande bis in die 1950er Jahre hinein. Einzelne Kleinstädte verdankten ihr ganzes Wachstum ihrem Status als Eisenbahnknotenpunkt. Die Eisenbahnersiedlungen und vielen Einzelheime von Eisenbahnerfamilien sind die Bauzeugen dieser "eisernen" Stadtentwicklung. Mit Stolz nannten sich viele Kleinstädte "Eisenbahnerstadt" und auch im Vereinsleben hatte das Dampfroß in der Namensgebung ("Eisenbahnersportverein") seine Spuren hinterlassen.

Mit dem Ende der Dampfära war diese Geschichte aber endgültig vorbei. Mit der Elektrifizierung der Haupttrassen und der Verdieselung der Nebenstrecken war die dezentrale Infrastruktur der Bahn, die die Wartung der Dampflok

bedingte, überflüssig geworden. Die Langlauffähigkeit und Wartungsfreundlichkeit der neuen nicht-rußenden Lokomotiven brauchte diese Basisinfrastruktur in den Kleinstädten nicht mehr. Für ihre Funktionsleistungen reichten die Wartungen in den Bahnbetriebswerken der Großstädten aus. Mit dem massiven Stellenabbau in den Kleinstädten, dem Abriß der alten Bahnanlagen, der Aufgabe von Strecken und Bahnhöfen, kam der ländliche Raum aufs Abstellgleis. Bahnbetriebstechnisch wurden die Kleinstädte zum Durchfahrraum und Ort gelegentlicher Rangierarbeiten. Als Standort einer Eisenbahnwirtschaft aber wurden sie aufgegeben und Zug für Zug stillgelegt.

Die neuen Hoffnungsträger: Bundeswehr und Autobahnbau. Im massiven Strukturwandel der 1950er Jahre suchten die Verantwortlichen der Kleinstädte händeringend nach Entwicklungsperspektiven im außerlandwirtschaftlichen Bereich. War die Kleinstadt bereits seit 100 Jahren das Zentrum von außerlandwirtschaftlichen Beschäftigungsmöglichkeiten im ländlichen Raum gewesen, so galt es nun im forcierten Strukturwandel der "zweiten Industrialisierungsphase" nach dem Zweiten Weltkrieg auf diesem Sektor besonders erfolgreich zu sein. Die Neubetriebsgründungen durch die Flüchtlinge und die durch den Wirtschaftswunder-Boom bedingten Betriebserweiterungen waren ein erster wichtiger Schritt in die neue Zukunft als Industriestandort, reichten aber angesichts des rapiden Strukturwandels in der Landwirtschaft nicht aus, genügend außerlandwirtschaftliche Arbeitsplätze zu schaffen. Alle Hoffnungen lagen daher auf den großen staatlichen Investitionsprogrammen der damaligen Zeit, dem Aufbau von Bundeswehrstandorten und dem Autobahnbau.

Seit Mitte der 1950er Jahre, als feststand, daß es wieder ein feststehendes Heer geben würde, war der Wettbewerb um die zukünftigen Standorte der Kasernen und Militäranlagen entbrannt. Vor allem die Kleinstädte rechneten sich als ehemalige Garnisonsstädte oder neuer Bundeswehrstützpunkt große Chancen aus. Und tatsächlich wurden die Kleinstädte aus militärstrategischen, aber auch aus strukturpolitischen Gründen ein wichtiger Bundeswehrstandort. In einzelnen Regionen entstanden in Entfernung von nur 15 km regelrechte militär-wirtschaftliche Netzwerke mit einer großen Ausstrahlung auf die lokale Wirtschaft: Der standortbedingte Wohnungs- und Eigenheimbau, die Errichtung der Kasernenanlage, die Investitionen in eine verbesserte Infrastruktur (Wasser- und Abwasserversorgung, Müllabfuhr, Sportanlagen), die kontinuierlichen Bewirtschaftungs- und Wartungskosten, die Arbeitsplätze für das zivile und militärische Personal etc. brachten den Kleinstädten zuweilen dreistellige Millionensummen (Beispiel Main-Tauber-Kreis: Eine Investitionssumme von 280 Millionen DM) ein. Diese Finanzspritzen lösten einen regelrechten Bauboom aus und brachten oft 1000 neue Arbeitsplätze für die Region. In diese Kosten eingerechnet sind noch nicht die Aufwendungen für die regionale Wirtschaft (z.B. Wäschereien, Reparaturhandwerk,

Gastronomie, Einzelhandel), die über diese künstliche Menschenanballung auf dem Kasernengelände in die Kleinstädte zurückflossen. Solche Zahlen machen deutlich, warum im ländlichen Raum nicht nur aus ideologischen Gründen das Militär ein Heimspiel hatte und der Abbau des militär-wirtschaftlichen Sektors und seine Konversionsfolgen seit den 1990er Jahren in die Wirtschaftsstruktur der ländlichen Regionen so tief einschnitten.

Der zweite große Hoffnungsträger der Kleinstädte war der seit den 1960er Jahren deutlich forcierte Autobahnbau der Bundesregierung. Vor allem der in den 1970er Jahren zum Leitziel gewordene Satz des damaligen Verkehrsministers Georg Leber, daß "jeder Bürger von seiner Hauseinfahrt bis zur nächsten Autobahn nicht mehr als zehn Kilometer zurücklegen müsse", hatte damals alle Menschen im ländlichen Raum elektrisiert. Um dieses Versprechen einlösen zu können, kündigte der Minister sogleich ein Großprogramm für den Bau neuer Verkehrsstrecken an. Schnellstraßen und Autobahnzubringer sollten vor allem die Wege in der Provinz und zu den Ballungszentren kürzer machen. Dies freute die Menschen im ländlichen Raum, denn ihre Wege waren noch weit. Ein Besuch der Landeshauptstadt oder des zentralen Einkaufszentrums der Region war über die schlecht ausgebauten Land- und überfüllten Bundesstraßen noch eine Tagesreise und im durchgeschüttelten PKW kein Vergnügen.

Auch für die Innenstädte sollte das Autobahn-Programm eine deutliche Entlastung bringen und die Fern- und Schwerverkehre an den Kleinstädten vorbeileiten. Die engen Hauptstraßen der Altstädte waren seit den 1960er Jahren dem ansteigenden Durchgangsverkehr längst nicht mehr gewachsen. Damals waren die durch die Kleinstädte führenden - und diese wie auf einer Perlenkette aufspießenden - Bundesstraßen noch echte Bundes-Fern-Straßen über die nicht nur der ganze Schwerverkehr, sondern auch der allmählich ansteigende PKW- und Reiseverkehr, rollte. Da auch die Gleise damals voll von Personen- und vor allem Güterzügen waren, kam es an der Kreuzung beider Verkehrssysteme zu den großen Staus. Verschlossene Schranken stauten den Verkehr in die Kleinstädte zurück und unterbrachen in steter Reihenfolge das ganze Kleinstadtleben, denn die Bahn trennte die Kleinstädte häufig in zwei Hälften und Unter- oder Überführungen wurden erst im Zuge des Streckenneubaus in den 1970er Jahren nach der neuen Klassifizierung von Haupt- (= Elektrifizierung) und Nebenstecken (= Verdieselung) gebaut.

Der Autobahnbau rettete aber nicht nur die verstopften Kleinstädte vor dem Verkehrskollaps, sondern auch die durch den Bauboom der Nachkriegsära aufgeblähte lokale Bauwirtschaft. Mit dem Großprojekt Autobahnbau hatte die ländliche Bauwirtschaft, die im inzwischen gesättigten Wohnungsmarkt starke Auftragseinbrüche hatte, wieder eine Perspektive. Der Tief- und Brückenbau ersetzte den bisher erfolgreichen Hochbau und brachte wieder Arbeitsbaracken für die Montagearbeiter in die ländlichen Regionen. Die Internationalisierung

der Baustellen wurde durch eine breite Anwerbungswelle von "Gastarbeitern" - vor allem aus Italien - erreicht. Die Materialien für die Großbaustellen wurden in Tag- und Nacht-Konvois durch die noch engen Kleinstädte und erst flickengeteerten Landstraßen herbeigekarrt. Sonderbahnhöfe wurden errichtet, um die langen Kieszüge zu entladen. Der Baulärm eilte dem späteren Fahrlärm der Autobahnen voraus. Große Bau- und Betonierungsanlagen wurden neben der geplanten Trasse in die Landschaft gesetzt. Ihre Flutlichtanlagen und Arbeitsgeräusche durchbrachen die ländliche Nachtruhe. Das Großschauspiel war ein beliebtes Ausflugsziel der Väter, die mit ihrer ganzen Familie von benachbarten Hügeln aus die entstehende Trasse kommentierten und sich schon selbst als Fahrer im VW-Käfer, Ford-12M, oder Opel-Kadett in Richtung Süden entschwinden sahen. Der Autosog war eingeleitet und der ländliche Raum spätestens mit diesen im wörtlichen Sinn funktionierenden "Auto-Bahnen" daran angeschlossen. Die Autobahnen spielten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine ähnliche Rolle als Fortschrittsbeschleuniger der Kleinstädte, wie es die Eisenbahnnetze im 19. Jahrhundert gespielt hatten. Sie wurden zu Kanälen, in denen die Moderne als Warenfluß, Kultureinfluß und Touristenstrom in die Kleinstädte hineinfloß und über die immer mehr Arbeitskräfte auf immer längeren Pendlerwegen - bei gleicher Zeit - immer weiter in Richtung der Zentren hinausfloßen.

Die doppelte Gebietsreform. Auf den neuen Ausdehnungsdrang der Kleinstädte hin zum Umland und in die Region, reagierte auch die Mitte der 1970er Jahre durchgeführte Gebietsreform. Sie bestand aus zwei Teilen: Zum einen in der Zusammenlegung zweier bisheriger Landkreise zu einem neuen Großlandkreis und zum anderen, in der Eingemeindung der Dörfer des Umlandes in die jeweiligen Kleinstädte. Die Kreiszusammenlegung brachte für die neue zentrale Kreisstadt, die ja vorher eine alte gewesen war und bereits über eine solche Verwaltungsstruktur verfügte, eine Aufwertung und eine Ausweitung der Verwaltungseinrichtungen. Das bisher existierende kleine Verwaltungsviertel wurde deutlich ausgedehnt: Neue Gebäude oder Neubauten kamen hinzu. Bei größerem Platzmangel im Stadtkern wurde das ganze Landkreisamt an den Stadtrand verlagert und neu dort gebaut. Die unterlegene Kreisstadt nutzte die nicht mehr gebrauchten Gebäude, um dort ihre nun durch die Eingemeindungen angewachsene Verwaltung unterzubringen, oder die vorherrschende Raumnot zu entzerren. Aus alten Amtsstädtchen wurden allmählich moderne Kreisstädte und die Neubauten verkündeten von dieser neuen Selbstdarstellung. Auch hier waren büromäßige Mehrstockhäuser mit breiten Fensterfronten und Flachdächern der klare Baufavorit.

Hatte es nicht bereits in den 1960er Jahren einen Rathausneubau gegeben, so überlegten Mitte der 1970er Jahre diejenigen Kleinstädte, die noch über viele Altbauten verfügten, die nicht zu Wohn- und Gewerberäumen umzubauen waren (z.B. alte Zehntscheuern, Getreidespeicher, ehemalige Stadtkrankenhäuser, fürstliche Amtshäuser, alte Latein- und

Handelsschulgebäude etc.) und im Zuge der Altstadtsanierung nun leer standen und umgenutzt werden sollten, als Erweiterungsbauten des Rathauses zu nutzen. So entstand in vielen Kleinstädten das dezentrale Rathaus mit einem "Kerngeschäft" (alle Bürgerservices im alten Rathaus) und der Auslagerung aller anderen Funktionen (Stadtbauamt, Rathausarchiv, Grundbuchamt etc.) auf Häuser im fußläufig erreichbaren Stadtgebiet. Altstadtsanierung und Auslagerung der Verwaltung gingen somit vielerorts eine vernünftige Partnerschaft ein.

Mit der Eingemeindung der Dörfer kam allerdings wieder ein neues ländliches Element in die Kleinstadt zurück. Während diese ökonomisch und kulturell daran arbeitete, sich von ihrer ländlichen Vergangenheit abzulösen und endlich "Voll-Stadt" zu werden, saßen nun über den neuen erweiterten Gemeinderat wieder zum Ortsvorsteher degradierte ehemalige Bürgermeister mit am Verhandlungstisch und forderten dort massiv eine Politik auch für die Dörfer ein. Mit der seit Mitte der 1970er Jahre aufgelegten und seit der Eingemeindung - quasi als dorfpolitisches Trostpflaster - verstärkten Dorferneuerung gab es nun ein wirksames Instrument, Elemente der Stadtsanierung auch auf Dorfebene umzusetzen und die Dörfer am Modernisierungsprozess zu beteiligen. Die Dorferneuerung wurde somit eine wichtige inhaltliche Klammer zwischen Kleinstadt- und Dorfentwicklung und brachte beide Teile näher und enger zusammen. Dies war auch dringend notwendig, denn die Aufwertung der Kleinstädte in den 1970er Jahren hatte zu einem massiven Abbau in der Infrastruktur der Dörfer geführt: Dorfschulen und Kindergärten wurden geschlossen. Junge Familien waren wegen der besseren sozialen Infrastruktur in die Randlage der Kleinstädte umgezogen. Immer mehr Lebensmittelläden und Versorgungseinrichtungen in den Dörfern gaben auf und beugten sich der Abwanderung der automobilen Käufer in die Supermärkte der Kleinstädte.

Mit der ökonomischen, sozialen und kulturellen Aufwertung der Kleinstädte zu modernen Mittelzentren Mitte der 1970er Jahre fand eine Umschichtung der Funktionen zwischen Dörfern und Kleinstädten statt. Der Prozess der Binnenregionalisierung setzte ein und begann sich in den 1990er Jahren zu einer sichtbaren Binnenmodernisierung auszuwachsen. Die Dörfer wurden "regionale Dörfer" und damit auf allen Ebenen hin zur Region geöffnet. Zu Beginn dieses Regionalisierungsprozesses war klar: Nur wenn die Dörfer selbst aktiv werden, würden sie nicht abgehängt werden, sondern von der neuen Entwicklung partizipieren. Die Dorferneuerung wurde zum Überlebensprogramm der Dörfer, sich durch neue Attraktivität wieder selbst in das Kleinstadt-Dorf-Spiel einzubringen. Und dies gelang vielerorts zehn Jahre später, als die neue Attraktivität der dorferneuerteten Dörfer mit ihren Neubauvierteln wieder junge Familien ins Dorf lockte und einige Jahre später so viele Kinder im Dorf vorhanden waren, daß sich die Kommune der Wiedereröffnung eines Dorfkinder Gartens nicht mehr verschließen konnte.

Der neue Kleinstadtrand. Die Besiedlung des Raumes außerhalb des alten historischen Stadtkerns, also jenseits der spießbürgerlich-geschützten Mauern und Wehrtürme, begann in massiver Form erst in der bürgerlichen Epoche mit einzelnen großbürgerlichen Villen, den neugegründeten Fabriken mit danebenstehender Eigentümer-Villa und den oft auf freiem Feld errichteten Bahnhöfen und Gleisanlagen. Diese Markierungspunkte gaben dann auch die Wachstumsrichtung vor. Die Straße zum Bahnhof wurde der Teil, der Haus für Haus zu einer Häuserzeile aufgefüllt wurde. Anfangs bildeten sich an diesen Straßen ganze Amtsviertel heraus mit einem Gerichtsgebäude, einem Postamt, einem Forstamt, einem städtischen Krankenhaus, einer Bahnhofsgaststätte etc. aber auch mit gut-bürgerlichen Häusern von Fabrikanten und der kleinstädtischen Oberschicht. Der Baustil der Häuser schwankte zwischen Gründerzeit und dem jeweils vorherrschenden Amtsstil, der durch die Pläne der von der Amtsherrschaft zentral-bestellten Architekten vorgegeben war. Die Bahnhofstraße und andere verkehrswichtigen Ausfallstraßen wurden damit im 19. Jahrhundert zum besseren Viertel, die die bisher offene Bebauung der Landschaft etwas strukturierte. Das Prinzip der strukturierten Bebauung entlang von Straßen wurde nach Möglichkeit für die Flächenausweitung der Kleinstädte beibehalten und auch bei den verschiedenen Siedlungswellen (Eisenbahner- und Arbeitersiedlung der 1920er und 1930er Jahre; Einfamilien-, Mehrfamilien-, und Mietblockbau in den 1950er Jahren) angewandt. In der Nachkriegszeit erfolgte die bürgerliche Wohnbebauung meist entlang der Bundes- und Kreisstraßen und führte so häufig zu einem Zusammenwachsen von ehemals außerhalb der Stadt liegenden Dörfern mit dem Siedlungsgebiet der Stadt. Somit hatte die Kleinstadt ab den 1970er Jahren oftmals nicht nur ein Altstadtgebiet, sondern auch alte Dorfkerne in ihrem bebauten Siedlungsraum.

Eine Ausnahme als Siedlungsbauten waren die Kasernen der 1930er Jahre, die neuen Großsiedlungen der Flüchtlinge Ende der 1940er und der 1950er Jahre, die städtebaulichen Modellviertel der 1960er Jahre, mit ihrer unverständlichen Mischung von Hochhäusern, Bungalows und Mietsblöcken und die seit den 1970er Jahren ausgewiesenen Eigenheim-Neubauviertel. Die kleinstädtische Bauexpansion verlief also vielerorts doppelzünftig: Zum einen als Straßenbebauung durch die Schließung von Flurlücken in den alten Stadtrandlagen, quasi als ein Zuwachsen von unbebautem Gelände zu einer größeren Stadtfläche, und zum anderen gleichzeitig auch in einer geschlossenen Neubesiedlung von Leerflächen im Siedlungsbau oder in einer Neubaugebietsausweisung. Sie ist also eine Mischung zwischen vorstädtischer Bauweise und systematischem Städtebau und folgt damit nicht automatisch großstädtischer Suburbanisierung. Die wirkliche Steuerung der Bebauung erfolgte erst mit der systematischen Altstadtsanierung seit den 1960er Jahren, mit der die gesamte Stadtentwicklung aufs Reißbrett kam und in ihrer Synergie begriffen wurde. Die bauliche Kleinstadtentwicklung vorher war raumbegrenzte Stadtteilplanung und eine unter Zeitdruck stehende Insellösung, keine ganzheitlichen Stadtentwicklung gewesen. Der Maßstabsbruch durch die

massive Nachkriegsexpansion und die Abkehr von der kleinteiligen Baustruktur der Altstadt erforderte einen neuen, größeren Planungsrahmen, der nun von der Stadtplanung und der neugegründeten "Städtischen Entwicklungsgesellschaft" zu erstellen und umzusetzen war.

Die Kleinstädte waren in der Riege der städtebaulichen Kleinstädterneuerung angekommen und dort nun auch offiziell als "städtisch" anerkannt und geadelt worden. Die Altstadt verdankte ihren Titel als "Stadt" also eigentlich ihrer neuen Vor-Stadt und der darin mehrheitlich wohnenden Bevölkerung. Während die Flüchtlingssiedlungen der Nachkriegszeit schon von Anfang an mit der notwendigen Infrastruktur (Läden, Gemeinschaftsräume, Sportanlagen, Kirchen etc.) als selbstständiger Stadtteil ausgerüstet waren, wurde in den reinen Wohngebieten der 1960er Jahre diese Infrastruktur nicht mitgeplant und in den Einfamilienhaussiedlungen der 1970er Jahre auf jegliche Infrastruktur verzichtet. Der Kofferraum des Autos galt als verlängerter Einkaufswagen und das automobiler Einkauf wurde als notwendiger Preis für verkehrsberuhigtes Wohnen in reiner Wohngebietslage angesehen. Daß beides langfristig nicht funktionieren würde, wurde aber erst zwei Jahrzehnte später bewußt, als in den Wohnblocks der 1960er Jahre Russlanddeutsche einzogen und die entwurzelten Jugendlichen mangels Anregungen das Stadtteil in ein Problemviertel verwandelten. Auch die Eigenheim-Wohnviertel der 1970er erlebten ihren sozialen Gau als sich - nach dem Auszug der inzwischen erwachsenen Kinder - das Viertel in den 1990er Jahren in ein riesiges Altenwohnheim, verteilt auf viele überdimensionierten Einzelhaushalte verwandelte. Das Eigenheim war zwar eine gute Alterfürsorge zum Wohnen, aber es isolierte als feststehender Besitz auch von der sozialen Teilnahme am Leben. In beiden Fällen wurde die soziale und altersmäßige Durchmischung zum Problem. Die heutige Kleinstadt hat also eher ein "Vorstadt-Problem" als noch ein "Altstadt-Problem". Die neuen Sanierungsfälle 2004 liegen im Sozialgefüge der Vorstadt-Siedlungen.

Die neuen Milieus der Moderne. Die Ummodernisierung der Kleinstädte zur Stadt brachte in seinem Gefolge auch städtische Elemente in die Kleinstadt, die nicht unbedingt dem Image des neuen Einkaufs-Mittelzentrums der 1960er und 1970er Jahre entsprachen. Gedacht ist hier vor allem an die nun auch im Kleinstadtbereich auftauchenden Sex-Shops, Spielhallen, Billiard-Kneipen, Bars mit Porno-Filmen, Provinz-Puffs, Video-Shops und Discotheken. Mit dieser "verruhten Stadt-Moderne" hatten die Stadtplaner, Stadtoberen und die kleinstädtische Geschäftswelt ihre Probleme. Schon im Stadtbild bestachen diese Etablissements mit ihren grellen Hausfassaden "Marke St. Pauli". Ihre Aushänge erschienen jugendgefährdend und die auf die Straßen übertragenden Lautsprecher nervtötend. Mit städtebaulichen und ggf. auch ordnungspolitischen Maßnahmen versuchte die Stadtverwaltung diese Geschäfte in die Seitengassen oder gewisse geschlossene Viertel (Bahnhofsviertel, Industrieviertel) unter dem Vorwand der Lärmbelästigung abzudrängen. Damals entstand der neue Sammelbegriff des "Gewerbe- und

Wohn-Mischgebietes" der zum Sammelbecken dieser ungeliebten Seiten der Kleinstadtmodernisierung wurde. Discos wurden daraufhin nur noch in dieser Stadtbauzone bewilligt und auch die anderen Geschäfte und moralisch bedenklichen Orte wurden vielerorts erfolgreich an den Kleinstadtrand der einschlägigen Viertel abgedrängt.

Kleinstädtische Freizeitmoderne. Zu einem wesentlichen Signum von Stadt und Abgrenzungssymbol zum Land gehört in der Moderne der Freizeitbereich. Er wurde in den 1960er Jahren, als die größte Nachkriegsnot beseitigt war, und auch die Kleinstädter von den verschiedenen Fresswellen der Nachkriegszeit gesättigt waren, zu einem immer wichtigeren Faktor des Alltags. Im Zuge des neuen Freizeitbooms erhielten nun auch die Kleinstädte bisher kleinstadt-unbekannte, fest-zonierte Freizeitparks, Wanderwege, Kinderspielplätze und Trimm-Dich-Gelände mit Grillplätzen am Stadtrand.

Auch der Feizeitsport boomte: In dieser Modernisierungsphase der 1960er und 1970er Jahre entstanden nicht nur mengenmäßig mehr Spielplätze, Sportanlagen, Kindergärten, Vereinsheime, Campingplätze, Schwimmbäder, Schwimmhallen etc., sondern auch die altersspezifischen Ausdifferenzierungen, z.B. durch neue Infrastrukturangebote für Kinder (Musikschulen, Kinderturnen, Schulfreizeiträume in Schulzentren, Bolzplätze, Waldspielplätze etc.) nahmen zu. In den Kleinstädten begann die "Institutionalisierung der Kindheit" in festen Orten und breitete sich von dort flächendeckend über die Dörfer aus.

Die Planung von Grünanlagen, Flanier-Pavillions und ruhigen Sitzecken wurde zur festen Größe der Altstadtplanung. Die alten Gärten an den Flußufern mußten Rad- und Fußwegen weichen. Die Flußlandschaft sollte wieder zum Stadtbild gehören. Die alten Spuren der Autos, wie Tanksäulen, zu klein-geordnete Autohäuser, dreckige Werkstätten und alte Garagen wurden beseitigt und vor der modernisierten Hotelzeile entstanden Straßencafes und Biergärten. Der Kleinstadt wurde die Freizeitjacke verpasst: sie sollte im dauertragbaren Sonntagskleid des Touristen daherkommen. Um sich in der neuen Stadt zu bewegen, sollte ein Umziehen der Leute vorausgehen. Die landstadt-übliche Arbeitskleidung paßte nicht mehr in das moderne Stadtbild einer Stadt, die sich geschäftig gibt, aber die dreckige Arbeit nicht mehr vor sich herträgt und zeigt.

In den Dörfern und Stadtteilen wurden die Sportheime saniert oder neue gebaut. Alte Hartplätze erhielten Kunstrasen und die Dorfplätze bekamen einen Übungsplatz mit Flutlichtanlage beigestellt, um den Rasen des Hauptplatzes zu schonen. Fußballstadtmeisterschaften, die zwischen allen Dörfern und Stadtteilen ausgetragen wurden, sollten das Zusammenwachsen der neuen eingemeindeten Stadt beschleunigen. Die Erfindung eines Altstadtfestes diente

dem gleichen Ansinnen. Die Stadt wollte sich in ihrer neuen Größe selbst erleben und feiern.

Die alte Messehalle mit ihren Stellschuppen, die noch den Charme der alten ländlich-geprägten Volksfeste in sich architektonisch abgespeichert hatte, wurde abgerissen und durch eine neue, große, 5000 Personen fassende Stadthalle, die stolz einen regionalen Namen trägt, ersetzt. Diese Mehrzweckhalle in einem Baustil zwischen Fabrik- und Sporthalle gehalten, sollte den neuen Repräsentationszwecken der Kleinstadt dienen und in absehbarer Zeit größere Ereignisse ermöglichen. Die Stadt plante im Voraus einer erwarteten Steigerung.

Das alte Schwimmbad war für die alten Kreisstädte oder neuen großen Kreisstädte längst zu klein geworden: Eine Mehr-Becken-Anlage und zu einem Erlebnisbad ausbaubares Schwimmbad mit Minigolfanlage, großer Kinderrutsche und Baby-Pinkel-Becken mußte her und wurde auch gebaut. Vorbei war die Zeit, als die Schwimmbäder noch nach geölten Brettern rochen und die Astlöcher erste Blicke nach dem anderen Geschlecht erlaubten. Die neuen Plastikkabinen zerstörten jegliche Chance zu einer Fortsetzung dieser früh-pubertären Gucklöcher-Erotik.

Sichtbarste Zeichen der Medienmoderne wurden die seit den 1960er Jahren auf viele Kleinstadtdächer aufgepflanzten Fernsehantennen. Mancherorts verschwanden sie in den 1970er Jahren wieder, als im Zuge der Altstandsanierung neben der Kanalisation auch die Kabel zur Gemeinschaftsantenne verlegt wurden und die Hausantennen zur Freude des Denkmalschutzes überflüssig machten.

Störfaktor Jugend. Das in der Vergangenheit immer schwankende Kleinbürgertum der Kleinstädte hatte sich seit Ende der 1960er Jahre klar für die Stadtseite entschieden und die Aufstiegs-Parole ausgegeben: "Nie mehr Provinz !" Es war aber sichtlich erschrocken, als es für diese entschiedene Aussage von völlig unverhoffter Seite Beifall und Bestätigung bekam. Auch die inzwischen rebellierende Kleinstadtjugend wollte nichts anderes als "raus aus der muffigen Provinz". Diese ohne eigenes Zimmer, in muffigen Schulstuben und Turnvater-Jahn-gedrillten Sportvereinen großgewordene Kleinstadtjugend, forderte aus tiefster innerer Überzeugung und Bedürftigkeit eine "Freizeit ohne Kontrollen" für sich. Weltläufigkeit statt Provinzialismus, Hoffnungslichter statt kleinstädtische Dunkelheit, Gestaltungsweite statt einschnürende Enge, war ihr Sehnen. Sie lagen mit ihren Forderungen eigentlich im Trend der Zeit, aber wurden damals nicht so verstanden. Das modern-denkende Kleinstadtbürgertum hatte ihre Modernisierungsstrategie nicht als Revolte gegen das Kleinstädtertum der Provinz, sondern als sachter, wirtschaftsliberaler Progressivismus verstanden. Der stattfindende Häuserabriß

sollte nicht als Abrißaufforderung der alten ideologischen Kleinstadtmauern mißverstanden werden. Die Belichtung der Kleinstadtkerne sollte nicht der freien Sicht des Sonnenaufgangs unter roten Fahnen dienen. Und der Aufruf zum Konsum nicht als Konsum für bewußtseins-erweiternde Schriften, Drogen und Sinneserfahrungen umgedeutet werden.

Mitten in der zaghaften Modernisierung zeigte das kleinstädtische Honoratiorentum in diesem Jugendkonflikt sein altes kleinstädtisches Gesicht, denn es war bis ins Mark erschüttert, als die Unruhestifter nicht mehr kleinstadtgerecht von Außen als "vermeintliche Rädelsführer" kamen, sondern aus dem Innern der wohlgehüteten Kleinstadtgesellschaft: Es waren Lehrer-, Pfarrer- und Ärztekinder, aber auch die hoffnungsvollen Sprößlinge aus den kleinstädtischen Arbeitervierteln und die neue Bildungselite aus den Dörfern, die hier antrat, um sich in den großen Prozess der "Entprovinzialisierung Deutschlands nach 1945" einzubringen. Die Schülerbewegung hatte auch die Kleinstädte erfaßt und dort in der kleinen Stadt die Rolle der Studentenbewegung übernommen. Nach dem ersten Schock über den Aufstand von Innen folgte die offene Repression: In Leserbriefen wurde die Aufstellung von Bürgerwehren ernsthaft in Erwägung gezogen. Die Schuldirektoren und konservative Elternkreise riefen öffentlich zur Beendigung der "Diskussionsseuche", die auch die Kleinstadt befallen habe, auf. Eltern drohten ihren Kindern mit allen nur denkbaren Mitteln wie Hausarrest, Fernsehverbot, der Drohung sie von der Schule zu nehmen etc., um die Revolte im eigenen Heim zu ersticken. Alle diese Versuche scheiterten, denn den Jugendlichen war es wirklich ernst. Sie waren nicht - wie die Eltern so selbstentschuldigend meinten - "verführt" worden, sondern hatten an einem echten, tiefsitzenden Unbehagen und Bedürfnis angesetzt. Die Folge dieser verhärteten Fronten war ein jahrelang dauernder Stellungskrieg zwischen beiden Fraktionen, der nicht selten drei Bewegungsphasen (die Schülerbewegung, die Lehrlingsbewegung und die Jugendzentrumsbewegung) durchlief und erst in den 1980er Jahren zu einem Ende kam.

Im Nachhinein betrachtet war dieser Kleinstadtkampf vielleicht so unerbittlich und langlebig, weil er im Grunde auf parallel-verlaufendem, aber an sich gleichem Modernisierungsboden stattfand. Die Jugendrevolte der Kleinstädte forderte die sozio-kulturelle Ent-Provinzialisierung der Kleinstadtwelt, während das moderne Kleinstadtbürgertum primär eine ökonomische, bauliche und räumliche Ent-Provinzialisierung der Kleinstädte forderte. Daß die Jugendrevolte damit quasi nur das sozio-kulturelle Gegenstück für die sich bereits nach sozio-ökonomischer Veränderung streckende und damit schon teilweise überdehnende Kleinstadt war, wurde damals in der Blindheit der Positionen nicht gesehen. Die Promotoren der neuen Kleinstadtkultur aus der Geschäftswelt wollten eine Veränderung des Business ohne Unruhe im Stadtbild. Ihr großstädtisches Kleinstadtvorbild sollte das Kaufhaus sein, ohne sich damit gleich den vermeintlichen Kaufhausbrandstifter einzuhandeln. Das

neue Kleinstadtzentrum sollte das Geschäftszentrum und nicht das verkehrsberuhigte Aufmarschfeld der Protestjugend werden. Die eingeschlagene Strategie war klar: Abdrängung der Kleinstadtprotestierer an den Stadtrand. Verbannung der Jugend aus der geschäftigen Stadtmitte. Verdrängung des Themas aus der öffentlichen Debatte.

Und so kam es auch: In einer konzertierten Aktion von Stadtplanung, Gewerbetreibenden und kleinstädtischen Ordnungskräften wurde das "Jugendproblem" an den Stadtrand verbannt, indem der rebellierenden Jugend dort eine leerstehende Halle oder ein für den Abriß vorgesehenes Gebäude als vorübergehende Bleibe und erhoffte Pleite angeboten wurde. Die revoltierende Kleinstadtjugend wurde damit zu dem gemacht, was man von ihr schon immer gedacht hatte: Zu einer kleinstädtischen Randgruppe, die nun ihren "verdienten" Ort bekommen und bezogen hatte. Mit der Entsorgung des Unruheherdes an den vermeintlichen Rand der Kleinstadtgesellschaft, war nun die Innenstadt wieder frei für die nächste Stufe der fortschreitenden Sanierung und Modernisierung. Diese erfolgte subtil, aber in der Sache kompromisslos. Der große Kehraus der Geschichte Ende der 1970er Jahre umfaßte nicht nur die alten Landecken im Stadtbild, sondern auch die neuesten "Schandflecken der Jugendrevolte". "Gammler raus!" aus dem öffentlichen Raum, war das Ziel dieser Straßenräumaktion. Der Marktbrunnen sollte wieder den Touristen gehören und nicht weiter "vergammeln". Die beliebten Gammlersitzstufen vor den Geschäften wurden abgerissen und durch ebenerdige gläserne Großeingänge mit selbstöffnenden Schiebetüren ersetzt. Das alte Verkehrsschild, das durch seine praktische Höhe zum "Abhängen" verleidete, wurde mit der Einführung der Fußgängerzone demontiert. Und auch die wenigen noch freien Stehzonen fielen den überall herumstehenden Ständerauslagen der Einzelhandelsgeschäfte und dem gestiegenen Raumbedarf der neuen Sitzcafes zum Opfer. Die wenigen als Ersatz aufgestellten Bänke ohne Rücklehne sollten das längere Herumsitzen unbequem machen und auch die bewußt mit stacheligem Grünzeug bepflanzten Waschbetonkübel machten jegliches Herumlungern ungemütlich. Das Reich der Innenstadt wurde in neue Funktionscluster aufgeteilt und der Kommerz hatte gesiegt.

Die Reste der Jugendrevolte zogen sich in die Stehcafes von Tschibo und Eduscho, quasi in die Frühformen der späteren McDonald-Ära, und in die wenigen Scene-Kneipen oder ihr abgelegenes Jugendzentrum, zurück. Mit dieser Lage - im Doppelsinn des Wortes - konnte nun auch die offizielle Stadtpolitik und Kleinstadtöffentlichkeit gut leben. Die Sozialraumverdrängung einer unliebsamen Gruppe hatte geklappt. Der "Störfaktor Jugend" wurde sozialräumlich gezähmt und mit der "Versozialpädagogisierung" der Jugendhäuser durch die Einstellung zweier Sozialpädagogen in den 1980er Jahren endgültig entschärft.

Politische Aufbrüche. Der politische Aufbruch der Kleinstädte erfolgte ab Mitte der 1960er Jahre durch den Einbruch der Jugendrevolte und Popkultur in die bis dahin so abgeschirmte Provinz. Ein überall in den Kleinstädten spürbares "Hinausweh" (Matthias Claudius) als Teilhabe an einer weltweiten Jugendrevolte, sollte die angestaubten Abitursfeiern, die ausbeuterischen Kleinbetriebe und die frustrierenden Eisdielen vergessen machen: Frischer Wind sollte durch die engen Kleinstadtgassen wehen, die dort stehengebliebene Stickluft der 1950er Jahre vertreiben und den "Luftzug der neuen Zeit" (Kurt Tucholsky) spürbar machen. Das Hoffen galt dem Neuen, das über die Hügel kam, aus den studentenbewegten Metropolen, aus den Meldungen einer weltweiten Jugendrevolte, aus den Pop-Musik-Sendern von AFN und Radio Luxemburg. Der Ansturm gegen die Heimat-Blockade der Kleinstadtpatriarchen hatte begonnen. Ein großer Teil der Kleinstadtjugend lief Sturm gegen die konservative Moral und Heuchelei der Kleinstadtöffentlichkeit, wie sie so treffend in frühen Degenhard-Liedern ausgedrückt ist. Viele Kleinstädte erlebten damals ihre erste Nachkriegsdemonstration, die das repressive Vorgehen der Schuldirektionen gegen go-ins, Unterrichtsboykotte oder Verweigerungen, am Sportunterricht teilzunehmen, ausgelöst hatten. Eine rote Fahne auf dem lokalen Kriegerdenkmal hatte eine regelrechte Volksrevolte ausgelöst und den Druck auf die Abweichler massiv erhöht.

Die rebellierende Kleinstadtjugend hielt dagegen und richtete sich auf eine längere Auseinandersetzung ein: In den Kleinstädten wurde kleine Läden als Treffpunkte und Diskussionsraum angemietet, die ersten Wohngemeinschaften von Schülern in der Provinz gegründet und in der Tradition der republikanischen Clubs entstanden in ehemaligen Sportvereinsheimen die ersten Jugendclubs. Eine neue kulturelle Infrastruktur bildete sich innerhalb der Kleinstädte heraus. Die schlechte Versorgung mit aktueller linker Literatur und das Fehlen von Druckmöglichkeiten vor Ort machte eine enge Zusammenarbeit mit den nächstgelegenen Universitätsstädten notwendig.

Neben der politischen Jugendbewegung, gab es parallel dazu auch eine weniger politische, "pop-kulturelle Jugendbewegung" in den Kleinstädten. Deren neues Zentrum war die Disco, ihre Gespräche drehten sich in der Hauptsache um die neuesten Hits in den Charts und die fetzigsten Klamotten. Zwischen beiden Jugendbewegungen gab es fließende Übergänge, z.B. bei der Verehrung der Kultsendung "Beat-Club" im Fernsehen, beim Stöbern in der dem lokalen Elektrogeschäft angegliederten Pop-Schallplatten-Abteilung, oder auch bei der damals weitverbreiteten Manie, alle Sendungen mit dem damals hochmodernen Großcassettenrecorder aufzuzeichnen. Die Kleinstadtgeschäftswelt stellte sich langsam auf diese neue Käuferschicht ein: Die Elektrogeschäfte erweiterten ihre HiFi-Abteilung. Der eher konservative Buchladen bestellte nun auch die so begehrten Bände von Suhrkamp und rororo-aktuell, wenn er sie auch nicht öffentlich anbot. Die sich besonders

progressiv-gebärdende Sparkasse, die mit ihren Flachdach-Hochhaus die inkorporierte Moderne in der Kleinstadt vertrat, sponserte Nachwuchsfestivals für die überall aus dem Provinzboden sprießenden Rockbands. Und auch das altehrwürdige Kino gab einmal im Monat "Programmkino" und zeigte dort durch die VHS-subventionierte und über einen progressiven Lehrer ausgewählte Zeitgeist-Filme, wie z.B. "Viva Maria", "Sacco & Vancetti" oder den berühmten "Woodstock-Festival"-Film. Innerhalb der Kleinstädte bildeten sich durch die häufige Jugendfrequentierung spezielle "Scene-Kneipen" heraus, entstanden Freizeit-Kicker-Mannschaften, entwickelte sich eine neue Festivalkultur, die in alten Turnhallen neue Polit-Rock-Musik mit Ton-Steine-Scherben, Cochise, Schroedter-Roadshow, Schwoisfuß etc., bot.

Mit dem Versiegen der Studentenbewegung in den Metropolen, besann sich die kleinstädtische Jugendbewegung zunehmend auf sich selbst, wurde zu einer Provinzbewegung, und orientierte sich immer mehr am eigenen Raum. Praktisch sah das so aus, daß ab Mitte der 1970er Jahre die eigene Kleinstadtgeschichte in der NS-Zeit über Zeitzeugen und Bildern ausgegraben wurde. Kontakte zu den alten politischen Abweichlern früherer Epochen (KPDler, SPDler, Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, Wiederaufrüstungsgegner etc.) wurden (auf)gesucht, um deren Kleinstadt-Widerstands-Geschichte kennenzulernen. Auf der Kleinstadtebene wurden zunehmend kritische Fragen zur Ökologie und Stadtplanung gestellt und das Engagement in lokalen Bürgerinitiativen verstärkt. In vielen Kleinstädten entstanden Ende der 1970er Jahre kritische lokale und regionale Provinzzeitungen, die auch von Seiten der Alternativbewegung her den neuen Weg der Kleinstadt, hin zur "Wiederentdeckung der Provinz" in den 1980er Jahren vorbereiteten.

(3.)

Kleinstadtbilder aus den 1980er – 1990er Jahren - Die „Binnenmodernisierungsphase“ der Kleinstadt

Ein großer Schatten lastet über der Kleinstadt. Der Start in die 1980er Jahre begann für die Kleinstädte mit einem Schock. Die durch die lokale Friedensbewegung erstellten militärischen Regionalkarten brachten für viele Kleinstadt- und Landbewohner damals zum ersten Mal zum Vorschein, auf welchem Pulverfaß die ländlichen Regionen saßen. Das in den 1950er und 1960er Jahren als "Strukturretter" so freudig begrüßte Militär hatte sich über die Jahrzehnte ausgedehnt und ein ganzes Schreckensarsenal im Provinzboden versteckt. Radaranlagen und Raketenstellungen, Panzer- und Artillerieeinheiten, Flugstaffeln und Nahkampfhubschrauber, Tanklager und Munitionsdepots, aber auch Atom- und B- und C-Waffen der Amerikaner, lagerten unter dem oberflächlich so friedlichen Land. Damit war sicher, daß die Kleinstädte nicht mehr so wie im 2. Weltkrieg davonkommen würden, sondern aufgrund dieser Häufung militärischer Ablagen und Gerätes das Hauptangriffsziel darstellen würden. Nicht mehr die Großstädte, sondern die so verminteten Kleinstädte würden das Erstschlagziel sein. Sie würden sich im Ernstfall nicht mehr unter dem Tarnnetz der Provinz verstecken können. Mit dieser Erblast hatten sie ihre politische Unschuld verloren und waren in der denkbar schlechtesten Version der Globalisierung nun ein Angriffsziel mitten in der Welt. Die zu einem dichten militärischen Netz verflochtenen Kleinstädte waren die Waffenkammer des Big-Lift - für die aus Übersee eingeflogenen alliierten Streitkräfte - sie waren die Militärbasis für die Strategie der Vorwärts-Verteidigung und sie waren das definierte Erstschlagziel strategischer Atomwaffen.

Diese Tatsache schlug wirklich ein wie eine Bombe und machte die Friedensbewegung in der Provinz besonders stark. Die schleichende mentale Militarisierung der Kleinstädte, z.B. mit der Unterbunkerung der Parkhäuser, mit der Ausschachtung von Sprenglöchern unter den Ausfallstraßen, mit Sonderübungen der Rettungsdienste, verstärkte das Unbehagen und den Widerstand gegen die jahrelang ignorierte Aufrüstung der Landschaft. Der Weltschrecken hatte ein provinzielles Gesicht bekommen und die Kasernentore wurden von nun an mißtrauisch beäugt. Dieser Bedrohungsschock lähmte nicht nur das öffentliche Bewußtsein, sondern förderte auch den damals spürbaren Rückzug ins Private, in die stillen Winkel der Geschichte, in die kulturelle Kontemplation. Das Kleinstadtleben Anfang der 1980er spielte sich im Schatten der die Gesellschaft beherrschenden Nachrüstungsangst ab und hatte

sich sichtbar verlangsamt. Aber nicht nur deswegen waren die in dieser Zeit in der Kleinstadt angeschlagenen Töne etwas leiser.

Die Modernisierung schlägt zurück. Nach dem großen Tigersprung der Kleinstadt nach Vorne trat Mitte der 1970er Jahre der Katzenjammer einer neuen Bedenklichkeit ein. Aus der Großstadtsucht der 1960er-1970er Jahre war eine Rückbesinnung auf das Wesen(tliche) der Kleinstadt geworden. Die Modernisierungswelle hatte Zahnlücken im Stadtbild hinterlassen, Häuser wie gestrandete Schiffe mitten in vierspurigen Straßen zurückgelassen, Stadtringe in der Dimension eines Formel-1-Ringes geschaffen und das für das eigene Selbstbild so wichtige Stadtbild stark verkratzt. Das Diktat des "Rechten Winkels" der modernisierenden Stadterneuerung hatte zu vielen echten Haus- und Stadtwinkeln das Leben gekostet. Die durch die Flächenabriss entstandenen Zuglöcher hatten nicht nur den Muff aus den Kleinstädten verweht, sondern auch ihre Lebenswärme vertrieben. Die Kleinstädte der 1980er Jahre litten unter diesem Wärmeverlust, der sich nur in den wärmespeichernden Winkeln sperriger Altstadtgassen, aber nicht in den zugigen Neu-Ecken der giebelgedrehten Neubau-Häuser halten konnte. Das einst so wohlig warme Herz der Kleinstädte schien auf den vielen versiegelten Flächen schneller zu erkalten. Die neue Glätte und Kälte der unbegrenzten Fläche und oberflächlichen Ordentlichkeit senkte die gefühlte Raumtemperatur in der Altstadt merklich.

Die Stadterneuerung der 1970er Jahre hatte ganze Arbeit geleistet: Zuerst wurden die alten Fahrspuren, die umrandeten Straßen und mit Rinnkanälen umsäumten Gassen unter einer Einheitspflasterdecke begraben. Die alten Wegspuren der Kleinstadt verloren ihre Orientierung unter dieser symbolischen Straßenauflösung. Dann wurde der ganze Innenstadtbereich ein großflächiger Marktplatz: Die Platzsemiotik der großen glatten Fläche, das Marktplatzprinzip, verdrängte die gewohnten Fahr- und Gehwege und führte zu einer optischen Planierung des einst klar funktional gegliederten Straßenraumes. Das Mehr an Fläche hatte aber kein mehr an Funktion zur Folge. Das architektonische Zurück auf alte Gestaltungsformen der Kleinstadtplätze vor der Asphaltphase brachte keine neue Raumqualität mit sich, sondern nur öde Freiflächen hervor. Der wesentliche Unterschied zu den 1950er Jahren war das Fehlen der sozialen Architektur auf diesen Flächen, denn damals waren diese Flächen voll belebt: Als Stellplätze von Autos und Fuhrwerken, als Zwischenlagerplätze von Waren, als Spielorte von Kindern etc. Die wirklich herbeigesehnte Kleinstrukturiertheit konnte also nicht allein auf dem Gestaltungsweg rekonstruiert werden, sondern brauchte ein neues Kleinraumspiel und Nahraumleben auf der vorgeplanten Fläche. Und dieses fehlte zwischen den hölzernen Blumentrögen und den von der Geschäftswelt gesponserten und aufgestellten Sitzbänken in den 1980er Jahren spürbar. Die Fußgängerzone war eine Straße ohne Verkehr, aber noch kein Raum voller

neuem Leben. Nach einigen Jahren des erprobten Großraumversuchs stand fest: Die gewonnenen Freiflächen müssen sozialräumlich nachgerüstet werden.

Auch die in den beiden vorausgegangenen Jahrzehnten betriebene systematische Vertreibung der Bewohner aus dem Altstadtzentrum erwies sich als ein sozialer Rückschlag, als eine irreparable Aussiedlung von Alltagsleben. Das in den 1970er Jahren ruhig-gestellte Zentrum drohte in der Teilzeitgeschäftigkeit der Ladenöffnungszeiten zu veröden. Es war zum Vollzeit-Leben zu ruhig geworden. Die Kleinstadt drohte Opfer ihrer eigenen Entkernungspolitik zu werden. Die Entwöhnung des Zentrums schlug zurück. Nach der Suburbanisierung der Kleinstadtränder drohte nun der totale Suburbanisierungs-Gau für die einst so lebendigen Kleinstadtzentren. Die einst für die Kleinstadt so gute Innenstadtlage wurde zum zweiten Mal innerhalb zweier Jahrzehnte zu einem Problem: War sie in den 1960er Jahren noch ein Problem fehlender Sanierung, so wurde sie in den 1980er Jahren ein Problem der erfolgten Sanierung.

Es war höchste Zeit für einen raumplanerischen Paradigmenwechsel. Die Entmischung und Funktionstrennung innerhalb des Kleinstadtraumes mußte gestoppt werden. Die Nahräume sollten durch soziale und funktionale Neu- oder Wiedervermischung wieder anregungsstärker und interessanter gemacht werden. Zentral belegte und frequentierte Anlaufsorte sollten wieder multifunktional (als Arbeits-, Wohn- und Freizeitraum) gestaltet werden. Auch das Auto, das für den Menschen zum alltäglichen Hilfsmittel geworden war, konnte nicht einfach aus der Innenstadtplanung hinausgedrängt werden. Es mußte in der Gestaltung der neuen innerstädtischen Wohnquartiere von Anfang an mitgedacht und mitgeplant werden. Die Kleinstadtplanung der 1980er Jahre wurde zu einer Mischung aus neuem Pragmatismus, stilisiertem Historismus und modernem Funktionalismus. Ihr Ziel, die Schaffung einer "Neuen Lebendigkeit der Kleinstädte" atmete bereits post-moderne Luft. Das Zeitalter des Patchwork-Bauens hatte begonnen. Die humane Altstadt mit sozialer Verdichtung, neuer nachvollziehbarer Maßstäblichkeit, kurzen Fußwegen und dem unnachahmlichen Flair allseitig präsenster Geschichte, sollte das neue Leitbild sein. Diesem Ziel standen aber noch die nicht übersehbaren "Zeichen eines schlecht Gebauten" (Ernst Bloch), die Bausünden und Gestaltungsfehler der 1970er Jahre entgegen.

Die Wiederentdeckung der kleinteiligen Kleinstadt. Der gesellschaftliche Trend Anfang der 1980er Jahre hatte sich gedreht. In einer erkaltenden Zeit weltweiter Aufrüstung, heraufziehender Ökokrisen und sozialen Bindungsverfalls, wurde kleinstädtische Enge quasi über Nacht wieder zu einer Qualitätsmarke von sozialer Dichte und Gemütlichkeit hochstilisiert. Die Kleinstädte sollten wieder zu einer Wärmestube deutscher Krisenbefindlichkeit werden. Die große Krise brauchte wieder ihre kleinen Städte als funktionierenden Gegenpol. Die Kleinstädte erlebten daher als Lebensform und

Lebensort eine Renaissance. Die inzwischen gut ausgebaute Infrastruktur, die Errungenschaften der Moderne in der Stadtmitte (das breite Konsumangebot, die gute Versorgung mit Dienstleistungen, die ansprechende Modernisierung der Geschäfte) und der spürbare Sog hin zum neuen Mittelzentrum, machte die Altstädte wieder als Wohnort interessant. Vor allem ältere Altbewohner, die in den 1960er Jahren noch aus Bequemlichkeit, vor dem Schmutz, dem Gestank und dem Autolärm, aus den Altstädten in die Vorstadt geflohen waren, wünschten sich nun wieder zurück in das fußgängerfreundliche Stadtzentrum. Ein Umkehrschub war eingeleitet: Die in den 1960er und 1970er Jahre an Ausländer und andere einkommensschwache Gruppen vermieteten sanierungsbedürftigen Häuser wurde mit dem Hinweis auf Eigenbedarf oder ganz mietgerecht gekündigt. Ihre Ex-Bewohner wurden im großen Stil an den Stadtrand, in die inzwischen aufnahmefähigen Sozialmieter-Wohnblocks umgesiedelt. Die so entmieteten Altstadt-Häuser wurden dann - sofern es die Bausubstanz und das äußere Erscheinungsbild der Häuser zuließ - luxussaniert, in Eigentumswohnungen aufgeteilt und entweder selbst bewohnt oder verkauft. Der neue Wohntrend zum Stadtwohnen hatte Anfang der 1980er Jahre bereits die benötigten Käuferschicht in Form der gut verdienenden, als Singles oder unverheiratetes Paar lebenden Kleinstadt-Yuppies hervorgebracht. Gab die bestehende Bausubstanz und der nach einer Renovierung zu erwartende Kaufpreis keine Sanierung her, so wurde in breitem Stil abgerissen und an gleicher Stelle neu gebaut. Gab es die Chance durch den Erwerb von Nachbarschaftsgebäuden die Baugrundfläche noch zu erweitern, so wurde diese Gelegenheit vor allem von Wohnungsbaugesellschaften genutzt, um dort die typischen Apartmenthäuser zu erstellen. So entstand in den 1980er Jahren ein riesiger Bauboom innerhalb des ersten, um die Kernstadt herumliegenden, Altstadtrings. Auch die bisher vernachlässigten Seitengassen, wo viele kleine Läden lagen, die Opfer der großen Modernisierungswelle der 1970er Jahre geworden waren und selbst als Lebensmittelläden für die einzelnen Ausländergruppen aufgrund deren Umzugs an den Stadtrand, keine Überlebenschance mehr hatten, waren nun als Wohnstandort attraktiv.

Das verdichtete Wohnen im Altstadtbereich war zu einer echten Alternative geworden, da die 1950-1975 besiedelten Vorstädte inzwischen an ihre Kapazitätsgrenzen gestoßen waren und das zukünftige "Eigenheim im Grünen" eigentlich nur noch mit einem Umzug auf die infrastrukturell recht ausgedünnten und daher unattraktiven Dörfer zu erreichen war. In den Vorstädten waren neben den anfänglich alleinstehenden Bungalows mehrstöckige Mietblocks entstanden, so daß ganze Hauspartien am Gartengeschehen der Flachdach-Einfamilienhäuser beteiligt waren. So hatten sich viele, das Grüne suchende, Altstadtflüchter ihren Umzug an den Stadtrand nicht vorgestellt. Auch das auf vielen Luftaufnahmen der kleinstädtischen Wohngebiete dokumentierte Zuwuchern der Häuser mit Bäumen und Sträuchern war da keine wirkliche Lösung. Dann lieber zurück in die Altstadt und den freien Blick auf das Stadtgeschehen haben, wieder mittendrin oder

zumindest nah dran sein. Für manchen älteren Stadtflüchter der 1960er Jahre endete seine Rückkehr ins Stadtzentrum allerdings in einem der dort neu errichteten Altenwohnheime, die zum festen Bestandteil der neuen Bauinfrastruktur um die Altstadtring herum gehörten.

Der Wohnungsbau in den altstadtnahen Sanierungsgebieten und im Altstadtbereich boomte: Das dreistöckige Haus war der eindeutige Favorit. Mal mit Balkon, oder angedeutetem französischen Balkon. Immer mit einem den Haupteingang schützenden buntem Metallröhrenplexiglasdach. Vor allem die näher am Kernstadtbereich liegenden Gebäude versuchten mit kleinen Erkern und Dachgauben eine stilistische Annäherung an die historischen Hausformen. Die Neubebauung folgte aber keiner plumpen Anpassungsarchitektur mehr, sondern kreierte ihren eigenen Zeitgeist-Stil. Plante ein Bauträger den Neubau, so wurde eine Tiefgarage für die Bewohner und das im Erdgeschoss unterbrachte Gewerbe gleich fest mit eingeplant. In diese neuen Gewerberäume zogen mit Vorliebe die neuen Dienstleister ein: Die ebenfalls boomenden Fahrschulen, Reisebüros, die Krankenkassen, Versicherungsagenturen und Steuerberaterbüros, neu gegründete Apotheken und Arztpraxen. So entstand um den Kernstadtbereich herum im neuen Wohn-Gewerbe-Mischgebiet ein moderner Dienstleister-Ring.

Wo viele Menschen zuziehen, braucht es auch eine gute Nahversorgung. Deshalb boomte in dieser Zeit auch der Markt für mittelgroße Supermärkte, die direkt in den stadtnahen Neubaugebieten mit angesiedelt wurden. Durch ihre Tiefgarage sollten sie darüber hinaus auch stadtteilferne Kundschaft anlocken, was in den 1980er Jahren, der Blütezeit der mittleren Supermärkte, auch gut funktionierte. War durch diese Doppelstrategie einer gemischten Wohn- und Gewerbeansiedlung im ersten Kernstadtring bereits wieder Leben in die Vorstadt gekommen, war das Problem der tendenziell verödenen Innenstadtkerne damit allerdings noch nicht gelöst, zumal sich in diesen neuen Stadtteilen - auch unterstützt durch kleinere Straßen- und Nachbarschaftsfeste - allmählich ein eigenes autonomistisches Stadtteilbewußtsein herausbildete. Die neue Stadtteil-Identität drohte das Kleinstadtganze aus dem Auge zu verlieren.

Auch in die Kleinstadtkerne sollte wieder mehr Leben, notfalls durch inszenierte Aktionen einziehen. Die Geschäftigkeit der Gassen sollte nicht mehr auf die Geschäftstätigkeit in den Einzelhandelsgeschäften reduziert werden, sondern alte ökonomische Kleinstadtschwere und Handarbeitstätigkeit symbolisieren. Eine wirksame Gegenstrategie schien eine "Veredelung der Kleinstädte", durch die Rückholung von angedeuteter Arbeit, z.B. in Form von sichtbaren Bindetischen in den straßen-offenen Blumengeschäften, durch die auch hinter Glas den Werkstättenbereich mit ausstellenden Kunsthandwerkstätten, durch in von der Straße her einsehbare Galerien, zu sein. Die geleistete Arbeit sollte wieder im Straßenbild sichtbar und die Kunden zum Zuschauen und Verweilen verführt werden.

Der autofreie und von Alltagsarbeit geleerte Straßenraum, der als leere Fläche eines nur Fußgängerraumes zu veröden drohte, wurde durch in ihn hineinragende Landzungen der vielen neu entstandenen Bistros oder traditionellen Straßencafes her allmählich zurückerobert. Die vorbeifließenden Fußgängerströme wurden durch solche bewegungsstillen Bewirtschaftungsbühnen gebremst und zu Verweilzeiten animiert. In den dadurch entstehenden mediterran-anmutenden Sitznischen ruhte der durch die Fußgängerbewegungen erzeugte Durchgangsverkehr. Das Gesehenwerden und Leutebeobachten, ein Merkmal kleinstädtischer Zurschaustellung und Neugierde, konnte nun in post-moderner Form wieder befriedigt werden. Das Samstagmorgen-Frühstück im sonnenbestrahlten Straßencafe wurde zum neuen Jour-Fix kleinstädtischer Wohlfühlkultur. Das Schlendern über die durch einen neuen Bauernmarkt aufgepeppelten Grünen Markt gewann an Lebensqualität, ist es doch das alte ländliche Einkaufen mit Geschichten, mit Gesprächen, mit Treffen von Bekannten. Während die großen Wocheneinkäufe per Auto an den für Kleinstädte leicht überdimensionierten Großmärkten am Stadtrand getätigt werden, werden die kleinen Einkäufe im Stadtzentrum oft zum Bummeln und Erlebniskaufen genutzt. Für ein paar Wurstscheiben beim viel zu teuren Edelmetzger kommt man zu Geschichten, die in der Kleinstadt nur noch im Einzel-Handel, quasi über die Theke und in der Warteschlange zu bekommen sind. Das Tratschbedürfnis nach Insider-Geschichten, die die anonymen Supermärkte mit ihren (oft nur gebrochen deutschsprechenden) unterbezahlten Kassiererinnen und den in die Warenannahme verschwundenen Filialleitern nicht mehr bieten können, werden im Innern der Kleinstädte noch offen gehandelt und befriedigt.

Das neue Leitbild der Kleinstadtentwicklung ist die "Gute Stube". Nachdem in den 1960-1970er Jahren die Kleinstadtentwicklung in Richtung "Geschäftszentrum" und "Kaufhaus" tendierte, gilt in den 1980er Jahren die bürgerliche "Gute Stube" als das neue gesellschaftliche Leitbild der inneren Kleinstadtentwicklung. Die Kleinstädte sollten wieder "Schmuckstücke" werden und wurden daher wie Wohnzimmer möbliert. Das alte Bauen sollte als Beruhigungsmittel gegen die aufkommende Hektik eines beschleunigten Alltags dienen und wieder soziale Verortung bieten. Das Wohnen im renovierten Haus sollte alten Kleinstädterstolz mit neuem Bauherrenstolz verbinden. Der Geist der vorausgegangenen Generationen sollte ein guter Hausgeist sein, hatte man ihn doch nicht selbst kennen gelernt und erleben müssen.

Die in der Phase der "kulturrevolutionären" Stadtsanierungsphase in den 1960-1970er Jahren in mühevolem Vollkörpereinsatz durch den damaligen Denkmalpfleger geretteten Brunnenreste, Ornamente, Tür- und Fensterstöcke, wurden nun als Idylle-Illusionen bei jedem dafür tauglichen Umbau wiederverwendet. Mit neuer Sensibilität für Altbauten wurde versucht - soweit wie überhaupt noch möglich - architektonische Intaktheit vorzuspielen. Neue -

an sich nur als öffentliche Handwaschanlage taugliche - Zierbrunnen und von vielen Kleinstadtbürger gehaßte moderne Kunstobjekte, sollten den öden Fußgängerzonen wieder Blickfänge geben. Die prächtig restaurierten Altbauten bekamen - vielfach neben der blauen Denkmalschutz-Raute - kurze Hinweistafeln zu ihrer Geschichte und die Marktplätze wurden durch neu erstellte Informationswegweiser ein Navigationssystem zu den Ortssehenswürdigkeiten, zum lokalen Geschäftsangebot und zu den Anschlüssen an das regionale Rad- und Wanderwege-Netz.

Vor Jahren kaputt-geplante Leerflächen wurden historisch überplant und mit nachstilisierten Fachwerkbauten vergessen gemacht: Im Untergeschoß die Filiale der Bank hinter Sprossenfenstern, aber mit einer sich selbst öffnenden Ganzglastür; im zweiten Stock die hinter Geranienbänken verschwindende Büroetage und die zwei Stockwerke darüber eine durch eine innerräumliche Wendeltreppe zweistöckig gemachte Single-Wohnung. Auch die Einzelhandelsgeschäfte lernten bei ihrem nächsten Umbau dazu: Eine rustikale Butterbrezel und das echte Holzofen-Bauernbrot lassen sich besser verkaufen, wenn sich der Laden durch ein Sprossenschaufenster und hinter einer faltbaren Sprossendoppeltür präsentiert, als im nüchternen 1970er Jahre-Stil eines Drogeriemarktes. Die Illusion des Auges kauft immer mit.

Die im Kleinstadtbild stets störenden Fassaden der in den 1960er Jahre errichteten Kaufhäuser wurden durch Vorblendungen oder Teilbegrünung in ihrer Wuchtigkeit abgemildert. Die Bankbauten der gleichen Epoche bekamen statt dem Flach- ein Walmdach, um nicht mehr ganz so auffällig herauszuragen. Nur für die allerneuesten Betonbauten der 1970er Jahre kam jede Sanierungshilfe zu spät: Die kleinstädtischen Bank-„Hochhäuser“ mit ihren bläulich-glänzenden Fensterfronten blieben die nicht mehr retuschierbaren Zeitzeugen der großstadtsüchtigen Epoche.

Für die Einzelhandelsgeschäfte bekam das neue Kleinstadtformat der "Guten Stube" immer häufiger "Puppenstuben"-Größe. Die Sehnsucht nach echten, alten, holzgetäfelten Weinstuben, machte es immer schwerer in den brauerei-rustikal-ausgestatteten Landgasthäusern Gast-Heimat zu finden. Das wiederentdeckte alte Gefühl von "Heim, Heimat, Behagen" (Ernst Bloch) macht es schwer, weiter nur mit schlechten Imitaten zu leben. Die Kunst- und Kultursehnsucht der 1980er Jahre suchte auch im Kleinstadtmilieu nach der Patina des Alten, verlor sich in der neuen Ästhetisierung des Trödels. Neue Antiquitätengeschäfte und -märkte schossen aus dem Dachboden der Vergangenheit und bekamen in den eingemeindeten alten Dorfmitten als käufliches Bauernschrank-Museum ihren neuen Hauptstandort. Für die edleren Stücke des ländlichen Biedermeiers oder kleinstädtischen Großbürgertums gab es die Edel-Läden in der Altstadt.

Die Historisierung der Kleinstädte. Mit dem Aufkommen einer neuen Heimatbewegung und eines verstärkten Geschichtsbewußtseins Anfang der 1980er Jahre trat auch eine Bewußtseinsveränderung um den Wert der Altstadt und der darin steckenden Stadtgeschichte ein. In der Stadtsanierung führte dieser Umdenkungsprozess zu einer radikalen Kehrtwende: Die ästhetische Qualität des Stadtbildes in seiner Gesamtheit, seine historische Bedeutung und der Erlebniswert des Stadtensembles wurden wieder erkannt. Daher sollte das Außenbild (soweit noch vorhanden), geprägt durch Stadtmauer, Häuserreihen und Einzelbauten, also die natürliche Topographie der Altstadt, in ihrem Charakter möglichst erhalten bleiben: Eingriffe in die Bausubstanz der Altstadt sollten sich nur noch ortsbildgerecht vollziehen und die Maßstäblichkeit der Altstadt wahren. An die Stelle von Abrissen sollte die individuelle Objektsanierung und spätere Umnutzung treten. Damit sollte die drohende Gesichts- und Geschichtslosigkeit der Kleinstädte, die Zerstörung des Vertrauten, gestoppt und der Verlust des Gewohnten und Gültigen verhindert werden. Der in den 1980er Jahren erlebte kulturelle und sozialräumliche Vertrauensschwund sollte mit dem Rückgriff auf historische Festigkeiten und Wahrheiten kompensiert werden: Der Gäulsbrunnen, der Bildstock und das Fachwerk-Rathaus, sollten auch noch (zu)künftige Generationen erfreuen. Was bei der Rettung des noch Vorhandenen dann auch gelang, war für die bereits in den Baugruben der Geschichte verschwundenen Gebäude nicht mehr möglich. Für diese Objekte blieb es bei mehr oder weniger gelungenen Versuchen, das Verlorengegangene wieder "originalgetreu" aufzubauen, auch wenn dabei manchmal nur eine "bauhistorische Kostümierung" herauskam.

Die eigentlich treibende Illusion des kleinstädtischen Historismus der 1980er Jahre aber war, entschwundenes Gemeinschaftsleben, die vergangene Arbeitswelt, das abgegangene Brauchtum, in die Gegenwart zurückzuholen und damit alte Sozial- und Funktionszusammenhänge in modernem Gewande wieder zu beleben. Dieser Versuch war allerdings von Anfang an zum Scheitern verurteilt, denn die mittelalterliche Kleinstadt mit Fernheizung, die feudale Residenzstadt mit Autoverkehr und die bürgerliche Repräsentationsstadt mit zentraler Einkaufsmeile, konnte es nicht geben. Der Wunsch aus einem System ländlicher und kleinstädtischer Relikte wieder etwas Totales zu schaffen wurde zu einem großen Fehlversuch. Auch die vermeintlich überschaubare Kleinstadt war kein homogener Raum mehr, der eine vermeintlich geschlossene, heile Welt von Vorgestern hätte regenerieren können. Der damals wieder-, oder in kleineren Kleinstädten neu- eingerichtete "Bauernmarkt", kann wohl kaum als gelungenes Gegenbeispiel herhalten. Der große Historismus-Versuch der 1980er Jahre war längst ein "post-modern angefressener Beliebigkeits-Historismus" geworden, der wahllos in der Vergangenheit suchte, Hauptsache "alt". Was blieb war eine temporäre "Nach-Stilisierung des Vergangenen", denn echte Vergangenheit wollte wirklich keiner mehr. Die kulturelle Musealisierung der Kleinstädte (sichtbar im breiten Ausbau kleinstädtischer Archive und Museen und in der Gründung unzähliger

dörflicher Heimatmuseen in den Ortsteilen), die regionenweite Antiquitäten-Konjunktur, die wie eine Landseuche florierende Flohmarktrenaissance, die Oldtimertreffen von Traktoren-Liebhabern, die Dampfloknostalgiefahrten und die überall anschwellenden Dorf- und Altstadtfeiern, waren zwar Zeugnisse einer weit verbreiteten Sehnsucht nach Kulturelementen der Vergangenheit, aber kein wirklich gegenwarts- und zukunftsstaugliches Entwicklungskonzept.

In dieser zeitweisen - und durchaus notwendigen - Rückbesinnung auf sich selbst, auf ihre eigene Kleinstadtgeschichte, verschafften sich die Kleinstädte nur eine kurze Verschnaufpause vor der eigentlich noch anstehenden großen Binnenmodernisierung der Provinz. Die "Selbsttherapiestation Geschichte" mußte in den 1990er wieder verlassen werden, denn die Folgen der deutschen Einheit, der steigende Globalisierungsdruck und das Ende des kurzen überschwänglich gefeierten Kulturbooms, brachten die Kleinstadt wieder zurück auf die Ebene knallharter Realitäten der Gegenwart: Quasi über Nacht gab es mit den DDR-Flüchtlingen wieder ein Flüchtlings- und Wohnungsproblem, waren die verdrängten Fragen des innerörtlichen Verkehrs wieder prioritärer Tagesordnungspunkt und zeigte ein Blick in die Sozialstatistik, daß das Problem der 2/3-Gesellschaft auch in den Kleinstädten angekommen war.

Der innere Wandel in der Geschäftswelt. Die 1980er Jahre hatten der Kleinstadt neben dem Bauboom von Wohnungen im Altstadtring auch einen Boom an Geschäftsneugründungen beschert. Deutlich erkennbar war ein Anwachsen des ganzen Gesundheitssektor mit einem Ansteigen von Arztpraxen, Apotheken, Massage-Einrichtungen und Drogerien im Altstadtbereich. Die Facharztdichte erreichte großstädtisches Niveau. Auf dem Stadtgebiet gab es nun ausreichend Apotheken, um den Nachtdienst bei wöchentlichem Umlauf ohne Ausfall gut zu regeln. Auch andere Körper-Dienstleistungen (Fitness- und Bräunungsstudios, Kampfsportarten-Zentren und Saunen) erfreuten sich großer Nachfrage. Alte Familiengeschäfte, die sich bisher noch nicht zwischen "Wachsen oder Weichen" entschieden hatten, nutzten die letzte Marktchance zum Überleben und gründeten ins Gewerbegebiet aus. Die ersten Baumärkte waren solche Ausgründungen altstädtischer Traditionsbetriebe und die ersten Möbelhäuser, die Neubauten, der aus der Altstadt umgezogenen Familienbetriebe. Was viel Platz brauchte, ging raus, damit im Innern mehr Platz zur Ausdehnung war. In den freiwerdenden Gewerbebereich sickerten viele neue Geschäfte nach: Büromaschinen- und Kopiershops, reine HiFi- und Plattenläden, erweiterte VEDES-Spielwarengeschäfte, die neuen Fahrradläden, Kleindruckereien mit Buchbindeabteilung, Bildergalerien und viele kurzlebigen Geschenkläden. Auch verbliebene bzw. zurückgekehrte jugendzentrumsbewegte Kleinstadtaktivisten (der 1970er Jahre) traten als Existenzgründer hervor. Ihr noch scene-orientiertes Sortiment umfasste Tee- und Exotic-Läden, neue Buchläden mit progressiverem Angebot, die neuen Selbstvermarkter-

Naturkostläden, sowie Jugendmoden-Geschäfte. Im Sportwaren- und Boutiquenbereich existierten besonders viele Neugründungen, die in regelmäßigen Abständen den Besitzer wechselten. Für die neue Kleinstadtelite der Besserverdienenden gab es in den 1990er Jahren den Versuch, diese betuchte Käuferschicht mit einer Reihe von Exklusivläden an die Kleinstadt zu binden. Die breite Palette reichte von Läden mit High-End-HiFi-Geräten, über Edel-Klamotten-Boutiquen, Nobel-Möbelhäusern, Hochpreis-Galerien, die Sterne-Gastronomie bis hin zu den Spezialgeschäften gehobener Haushaltswaren und der sehr beliebten Landhauskultur-Interieurs. Viele dieser Geschäfte haben die Jahrtausendwende nicht überlebt. Auch die Spitzenkaufkraft reicht nicht aus, diesen Läden das Überleben vor Ort zu sichern. Factory-Outlet-Fahrten, sozial-unkontrolliertes Großstadt-Shopping und Billig-Flug-Shopping-Touren, sind heute in diesen Kreisen gefragter als die provinzielle Versuche, großstädtisches Flair lokal zu verkaufen. Das wahre Einkaufs-Erlebnis braucht das weltmännische Ambiente und nicht den schnöden Provinzalltag. Da das Firmenkapital vieler dieser Edel-Boutiquen, die sich nicht im Markt halten konnten, häufig aus der lokalen Industrie stammte und über ein Ehegattendarlehen der gelangweilten Unternehmersgattin zu einem Geschäft verholphen hatte, waren Ende der 1990er Jahre einige Sonder-Verlust-Abschreibungen fällig.

Die wirklich ernsthafte Gefahr für die Anfang der 1990er Jahre noch gut durchmischte kleinstädtische Einkaufslandschaft drohte aber von anderer Seite. Das "Kettenfieber" hatte den Einzelhandel erfaßt und begann allmählich diesen zu strangulieren. Angefangen hatte der rigorose Verdrängungswettbewerb mit den Bäckereien in der Kleinstadt, die eine Backfabrik auf die grüne Wiese stellten und von dort aus den immer weiter gesteigerten Output in überall eröffnete Filialen drückten. Das war die ausgedruckte Todesanzeige für die altstädtischen Familienbetriebe, die mit gleichen Mitteln zurückproduzieren bzw. aufgeben mussten oder sich reduzierten auf den klassischen Konditorenbereich mit Cafebetrieb, oder ein mikrowellen-gestütztes Snack-Bistro gründeten, das die neuen Ernährungskomponenten kleinstädtischer Jugendlichkeit Pizza-Baguette, griechischer Salat und Milchkaffe, umfaßte. Auch die lokalen Metzgereien bekamen durch die vielen mittleren Supermärkten und ihren Billig-Fleisch-Theken Existenzangst, mit dem gleichen Ergebnis, daß der Kleinere nachgeben mußte. Ein Überangebot von Lebensmittelmärkten hatte den Tante-Emma-Läden im Stadtbereich und auf den Dörfern ab Mitte der 1980er Jahre den Garaus gemacht. Der so erdrosselte Einzelhändler der Kleinstadt hängt also nicht an einem "Strick", sondern an einer "Kette".

Die eigentliche "Kettenmanie" begann aber erst in der Zeit, als große Anbieter von Außen in die Kleinstädte eindringen: Billigschuh-Anbieter ruinierten das alte Salamander-Schuhgeschäft. Billig-Kleider-Discounter beschleunigten den Besitzerwechsel der Boutiquen. Tschibo- und Eduscho-Stehcafes wurden zur

echten Konkurrenz der alteingebürgerten Sitzcafés. Überregionale Groß-Baummärkte lösten die von lokalen Unternehmern gegründete erste Baummarktgeneration ab. Gleich mehrere Drogerieketten buhlten um den gleichen engen Markt, bis einige das Handtuch warfen. Bei den Optikerläden brach der offene Preiskampf aus, um die Überkapazitäten im lokalen Markt zu bereinigen. Alte Traditionsgasthäuser wurden zum zwischenzeitlichen "Griechen" und endeten nach kontinuierlichem Preisverfall als "Chinesen". Nur die Döner-Buden scheinen - jenseits aller Marktgesetze - an jeder Ecke weiter zu wachsen.

Die Kleinstadtentwicklung der 1990er Jahre wurde von einem permanenten Wandel der Eigentümer und Geschäftelandschaft begleitet. Die zeitlichen Intervalle von Pleiten und Geschäftsaufgaben, sowie von Neugründungen und Besitzerwechseln wurden immer kürzer, während die Anzahl der Teilnehmer an diesem "Laden-Wechsle-Dich"-Spiel kontinuierlich anstieg. Die kleinstädtische Geschäftswelt bohrte sich in steter Regelmäßigkeit selbst in die Pleite. Allen Stadtmarketingkonzepten zum Trotz schien ihr nicht nur die Lauf-, sondern auch die einst so treue Stamm-Kundschaft davonzulaufen. Feste Kaufbindungen schienen im Zeitalter totaler Automobilität in der Provinz auch nicht mehr das zu sein, was sie einmal waren.

Dieser Käuferflucht versuchte man durch eine Konzentrierung der Geschäfte im Kleinstadtgebiet in den 1990er Jahren in "Kaufcentern" zu begegnen. Sie sollten in einer Mischung von Erlebniseinkauf und Freizeitbummeln, vermittelt über die Existenz von kleinen Einzelhandelsläden und Bistros unter einem Dach-Komplex, zum Verweilen und Kaufen animieren. Unter dem Reiz des Neuen schien dies einige Jahre auch zu gelingen. Am Ende der 1990er Jahre ist dieses Gesamtkonzept aber gescheitert: Die dort geballten Gaststätten haben sich gegenseitig ruiniert und die darin untergebrachten Läden wurden dem gleichen Wechselspiel unterworfen, wie die anderen Läden an der Geschäftsstraße. Die Center-Idee funktioniert heute nur noch mit überregionalen Ketten- und Billig-Anbietern als Einkaufskomplex der Giganten. Das alte, in den 1990er Jahre kreierte, "Village-Modell" des kleinräumigen Einzelhandels-Einkaufens unter einem Dach erfährt nun in den disneyland-anmutenden "Village-Einkaufszentren" der Nobelmarken auf der grünen Wiese eine Neuauflage.

Die abgefahrene Eisenbahn. Die einst so engen Wege von Eisenbahn- und Kleinstadtgeschichte gingen seit Beginn der 1980er noch weiter auseinander. Die Streckenstilllegungswelle rollte weiter und an den noch befahrenen Strecken wurden immer mehr Bahnhöfe geschlossen und die Gebäude verkauft. Neben den ehemaligen Bahnhöfen entstand ein immer weiter zuwachsendes Biotop einer Industriebrache aus verfallenden Güterschuppen, rostenden Nebengleisen und Resten des abgestellten Wagenmaterials. Aus dem Blickwinkel des Reisenden hatten die Kleinstädte um die einst blühende

Bahnhoflandschaft herum einen unansehnlichen, unaufgeräumten und verwilderten Hinterhof bekommen. Erst Ende der 1980er Jahre änderte sich daran etwas. Der Grund war eine Umstellung auf den Gleisen. Die bisher die ganze Nahverkehrslast tragenden roten "Uerdinger Schienenbusse" schieden aus dem Beförderungsdienst aus und wurden durch die neuen türkisblau-weißen Ein-Mann-Triebwagen der Baureihe 628.2 und 629 ersetzt. Der Bahngüterverkehr ging stark zurück und wurde teilweise auf für die Bundesbahn fahrende Privatspediteure übertragen. Mit diesen beiden Maßnahmen waren nicht nur die Bahnhöfe überflüssig, sondern auch die neben dem Bahnhof stehenden Güterschuppen und Abfertigungsanlagen funktionslos geworden. Das Bahnhofsareal konnte also einer neuen Gesamtplanung unterworfen werden, was für die meisten Kleinstädte bedeutete: Abriß der leeren Gebäude und Errichtung eines Busbahnhofs auf dem freiwerdenden Gelände. Da die Güterschuppen meist neben dem Hauptgebäude an den Gleisen lagen, entstand der neue Busbahnhof in der Regel an einer der Seitenflanken der Bahnhöfe. War der Bahnhof in seinen Haupttrakt größer, weil er ein Knotenbahnhof mit angegliederten Verwaltungsgebäuden war, so wurden diese nicht abgerissen, sondern an örtliche Firmen untervermietet. Dann wurde der Busbahnhof auf einem dafür freisanierten Gelände an der Straßenrückseite des Bahnhofes errichtet. Der Bahnhof war damit nicht mehr nur ein Umsteigebahnhof für Fahrgäste, sondern auch ein in seiner Funktion "umgestiegener" Bahnhof. Sein Gesicht wurde in den 1990er Jahren faktisch gedreht. Die Gleisanlagen wurden auf zwei Gleise rückgebaut und der Bahnsteig fast ausschließlich an die durch ein Vordach geschützte Bahnhofsrückseite verlegt. Gab es keine Zugbegegnung, so war dies das Hauptgleis. Die ehemalige Schalterhalle war nur noch Wartesaal und die Fahrkarten gab es nur noch am Automaten. Die ehemals stolze Bahnhofsgaststätte hatte geschlossen, oder war zu einer billigen Spielhalle heruntergekommen. Richtig abgefahren wurde eigentlich nur noch am Busbahnhof, dessen Beförderungsfrequenzen deutlich über der der Eisenbahn lagen. Während auf dem ursprünglichen Bahnhofsgelände auf Grund des ausdünnenden Zugverkehrs rückgebaut wurde, wurde der Bahnhofsvor- oder -nebenplatz zu einem mehrbuchtigen Busbahnhof ausgebaut. Der eigentliche Bahnhofsverkehr spielte sich nun auf dem vor oder neben dem Hauptgebäude gelegenen Busbahnhofs Gelände ab. Verfügte das Bahngelände als ehemaliger Bahnknoten noch über einen Lokschuppen, der am Ende der Dampflok-Infrastruktur niedergerissen wurde, so diente er nun als „Hanka“ für die neue Regionalbus-Flotte. Der ländliche Nahverkehr hatte sich Gummiräder übergezogen und rollte auf diesen nicht nur über die Straßen, sondern auch in die gleisfreien ehemaligen Lokschuppen.

Auf den noch befahrenen Gleisen der Provinz verkehrte weiterhin das alte Rollmaterial der 1960er Jahre: Die pfau-metalliken, in die Jahre gekommenen, Silberlinge im Vorspann einer 216er-Diesellok und auf den regionalen

Hauptstrecken die 110er- oder 141er-E-Loks mit aus dem Fernverkehr ausrangierten oceanblau-beigen D-Zug-Garnituren. Die benutzten Wagen dienten zur Abschreckung der Fahrgäste, die diese offene Botschaft auch als solche verstanden. Das Fahrgastaufkommen sank und der regionale Bahnverkehr reduzierte sich auf vier Funktionen: Den Zubringerverkehr zu den Fernbahn-Knotenpunkten, die regionale Schülerbeförderung, die infrastrukturelle Flankierung des Fahrrad-Tourismus-Verkehrs und die Vorhaltung der Strecken für militärische Transporte, während die alten Hauptfunktionen des regionalen Güter- und Pendlerverkehrs immer mehr an Bedeutung verloren. Der Rückbau der Bahn erfolgte streckenweise. Seine Stationen lauteten: "Parallelverkehr" von Bus und Bahn, "Schienenersatzverkehr" durch die roten DB-Busse und endete beim heute vorherrschenden, durch landkreiseigene Beförderungsgesellschaften in Kooperation mit privaten Busunternehmen organisierten "Straßen-Busverkehr", deren Rückgrat heute überall die von der Bahn auf den Bus umgeleitete Schülerbeförderung ist.

Erst mit der Bahnreform 1994 zeichnete sich eine Wende ab. Gestützt auf neue Verträge der Deutschen Bahn mit den Bundesländern wurde das Wagenmaterial modernisiert und der provinzielle "Fern"Verkehr im Regional-Express-2-Stunden-Takt zwischen den Kleinstädten eingeführt. Dafür wurden vorher alle regionalen Hauptstrecken vom D-Zug und Inter-Regio-Verkehr geräumt. Die provinziellen Kleinstädte wurden in der Fläche vom direkten Fernverkehr abgekoppelt und nur noch bei bahnstrategisch wichtigen Schnittpunkten war ein Haltepunkt zum Inter-Regio- und heutigen Inter-City-Verkehr möglich. Eher peripher- und im Schatten der DB-Strategen gelegene Kleinstädte, hatten nur über eine Privatisierung des Schienenverkehrs eine Chance Anschluß zu halten. So gründeten sich in vielen Regionen wieder Regionalbahnen, wie sie die Bahngeschichte vor der Gründung der Deutschen Reichsbahn Gesellschaft 1920 kannte. Die landkreis-subventionierte Bahnregionalisierung war für diese Kleinstädte die einzige Chance, nicht eisenbahn-politisches Abstellgleis zu werden.

Auf den noch nicht ganz zugewachsenen, aber für den Regelverkehr aufgegebenen Nebenstrecken, tummeln sich seit zwei Jahrzehnten die Dampflokkfreunde, um in einer bahntechnisch stehengebliebenen Landschaft mit echten Handweichen, Flügelsignalen aus der Länderbahnzeit und alten Schalterhäuschen, die eiserne und dampfende Eisenbahnzeit nachzuspielen. Wer hätte gedacht, daß die in der Nachkriegszeit eher unbeliebte Dampfepoche einmal zu einem Touristenmagnet werden würde. Vielfach entdecken einige Provinzler erst jetzt, was sie dieser Technik aus Dampf und Stahl für die Entwicklung ihrer Regionen zu verdanken haben, was die Eisenbahn industrie- und kulturpolitisch für die Entwicklung der Kleinstädte bedeutete.

Der politisch-kulturelle Wandel. Die 1980er Jahre waren innerhalb der Kleinstadtpolitik die Epoche des neuen politischen Konsenses. Die globalen Bedrohungen der Auf- und Nachrüstung, sowie der überall spürbaren Öko-Krise, als auch die Lernprozesse aus den oft hart ausgefochtenen „inneren“ Kämpfen mit den jugendlichen Modernisierern in den 1970er Jahren, ließ die Schar der politisch-engagierten Kleinstädter zu neuen Aktionsbündnissen in Friedensforen, Bürgerinitiativen und gemeinsamen Wahllisten zusammenrücken. In den Kleinstädten war aus den Überresten der alten Jugendzentrumsbewegung und Teilen der Öko-Pax-Bewegung der 1980er Jahre eine neue bunt gemischte Kleinstadtszene entstanden, die durch Existenzgründungen ihre eigene Infrastruktur mit Naturkostläden, Druckerei-Gründungen, modernen Buchläden etc., etablierte. Auch das progressive Kleinstadtbürgertum hatte in der gleichen Zeit seine Gründungswelle in Form von Kunst- und Kulturvereinen, Kleinkunsth Bühnen und Kunstgalerien hinter sich gebracht. Über personale Verflechtungen gab es breite Verbindungen unter beiden kulturellen Erneuerungsbewegungen.

Jugendhäuser und kulturelle Treffpunkte waren in den 1980er Jahren keine kommunalen Streitpunkte mehr, sondern gehörten zum "kulturellen Mindeststandard" kleinstädtischer Infrastruktur. Auch die Provinz sonnte sich im Glanz der versprochenen neuen Kulturgesellschaft. In den frisch renovierten historischen Gebäuden der Altstadt blühte ein reges Kulturleben in Form von ausgebauten städtischen Büchereien, neu gegründeten Mediotheken, erweiterten Musikschulen. In den Kleinstadtgassen entstand eine mediterran-leichte Bistro- und Kneipen-Kultur. Das ortsansässige Kino wurde geteilt in zwei modernisierte Besuchersäle, die ein Parallelprogramm möglich machten und dieses nun in Dolby-Surround-Qualität anbieten konnten. Im Eingangsbereich entstand eine Cafe-Ecke, die das Kino wieder zu einem echten Treffpunkt machte. In den Seitengassen der Altstadt lauerte aber bereits die neue "Heim-Kino-Konkurrenz", denn dort hatten sich in den Billig-Miet-Läden der Nebenstraßen die ersten "Video-Shops" eingenistet. Das Medienzeitalter kreuzte die Klängen: Kino-Billet oder gleich Home-Video.

Die örtlichen Discos hatten sich längst von ihren Country-Look-Images brettverschlagener Landdiscos mit einem rotierenden Spiegelglobus an der Decke emanzipiert. In den neuen im Industriegebiet gelegenen Großraumdiscos kamen die Bässe wie auf einer Formel-1-Piste daher und die Licht- und Spezialeffekte versprachen die ewige Party. In diesen Soundkanälen beschleunigte die Provinz auf die Überholspur. Im Gemisch aus Kurzdrinks, Selbstberauschung und aufgeheiztem Lärm, fielen innere Grenzen: der Körper kochte über und die Sinne waren "out-of-control". Leider war häufig dieser Rauschzustand noch nicht abgeklungen, als es im tiefer gelegten sportiven Mittelklassewagen nach Hause ging und die Landstraße mit ihren Baumalleen mit einer künstlichen Bobbahn verwechselt wurde. Ein leichtes Tuschiern der grünen Leitplanke reichte da aus, um dem Straßenrand vier neue weiße Kreuze

hinzuzufügen. Die Provinzflucht im Discorausch hatte wieder einmal einigen mehr-leben-süchtigen Jugendlichen das Leben gekostet. Auch die von der Polizei zur Abschreckung vor den Kleinstadtdiscos geparkten Autowracks konnten diese neue Landseuche nicht stoppen. Das Hinaus und Weg mißglückte noch viel zu oft im hin und weg. Die Provinzdiscos sind weiterhin gefährliche Orte, die den "Hinausdruck" bis zum Siedepunkt hochkochen und dann nicht dabei helfen, die provinzielle Normalbetriebstemperatur möglichst bald wiederzuerreichen.

Die Ausländer der dritten Generation wurden in den 1990er Jahren auch offiziell zu Kleinstadtbewohnern erklärt und erhielten nach ihrem "Gastarbeiter-Status" nun den offiziellen Bürgertitel des "Mitbewohners". Als solche waren sie nun fester Bestandteil der kleinstädtischen Feier- und Alltagskultur: Sie hatten das Standrecht beim Altstadtfest, das Nutzungsrecht des Rathaussaales für ihr jährlich stattfindendes "Interkulturelles Fest", das neben Tanz und Folklore auch eine weltweite Küche anbot. Und sie waren mit ihren Dönerbuden, Lebensmittelläden und Re-Import-Warenläden nun auch anerkanntes Mitglied der lokalen Werbegemeinschaft. Auch die bereits in den 1970er Jahren gegründeten und mit festen Vereinsheimen ausgestatteten Ausländervereine waren inzwischen akzeptiert. Was aber nicht geduldet werden konnte, war der Wunsch vieler Muslime nun im Zuge der neuen gesellschaftlichen Toleranz ein eigenes Gotteshaus in der Kleinstadt zu errichten. An diesem Checkpoint und Knackpunkt war die kleinstädtische Geduld bei vielen Einwohnern am Ende. Das ur-alte Schreckgespenst der Kleinstädte aus der Zeit der Türkenkriege vor einer "Balkanisierung der Kleinstädte" kam wieder hoch und das obwohl das alte "Türkei-Viertel" längst abgerissen und unter Bauschutt begraben war.

Der Wandel in der Kleinstadtkindheit. Das Kinderleben in der Kleinstadt der 1980er und 1990er Jahre wandelte sich zu einer "modernen Kindheit". Dieser Prozess begann mit einer sozialräumlichen Änderung des Straßen- und Platzraumes in den Kleinstädten. Die glatte Fußgängerzone war zwar objektiv eine verkehrsfreie und daher kinderfreundliche Spielzone, aber weder als solche geplant, noch als solche von den Kindern angenommen und genutzt. Sie gehörte allein den Passanten und potentiellen Kunden. Fahrrad fahrende Kinder waren in dieser reinen Fußgängerzone nicht gerne gesehen. Das höchste zugelassene Kindergefahr war der Kinderwagen, unter Umständen noch das mit einer Schiebestange stets kontrollierbare Dreirad. Freies Kinderspielen sollte in den dafür geplanten Spiel-Zonen stattfinden. Für die Kinder gab es in einer ruhigen Ecke des Pflastersteinmeeres die mit Schaumstoffmatten ausgepolsterten, auf einer Stahlfeder aufgespießten Sitzschaukeln, oder ein buntes Kletterhäuschen mit einer Rutsche. In diesen kleinen Spielinseln sollten die Kinder unter Aufsicht eines Elternteils oder älterer Geschwister "geparkt" werden können, damit der andere Elternteil ungestört seinen Einkäufen nachgehen konnte. Die vor den Kaufhäusern und Spielzeuggläden aufgestellten,

einen Elefanten, Bären oder ein Nilpferd imitierenden Münzschaukeln, waren dagegen aus Rentabilitätsgründen aus der Mode gekommen. Stattdessen lockten spezielle Kindersitzautos mit Lenkstangen oder verkleinerte Kindereinkaufswagen in die Supermärkte, die nun zum Kaufen "einschaukeln" sollten. Was früher die Puppenstuben in der Konsumentenerziehung war, waren nun diese Minis, mit denen die Kids durch die Warenwelt der Supermärkte gesteuert wurden. In den neuen Kindertreffpunkten am Stadtrand gab es noch mehr Spielgeräte: Das neue "Alles-ums-Kind-Haus" im Industriegebiet hatte eine verglaste Spielecke gleich im Eingangsbereich und McDonalds auf seinem Freigelände den firmeneigenen Spielcontainer. Das Schwimmbad als Erlebnisbad hatte eine Riesenrutsche für die Kids und für die Kleinen mehrere Kinderplanschbecken bekommen.

Das öffentliche Kinderspielen war aus dem eigentlichen Kernstadtbereich weitestgehend verschwunden. Zum einen lebten die jungen Familien mit Kleinkindern in der Regel am grünen Stadtrand, zum anderen war der Altstadtbereich mit seiner aufgeräumten und ausgeräumten Fläche zum spiefeindlichen Terrain geworden. Nur noch an Sperrmülltagen gab es natürliche Spielgeräte auf der Straße und alle Kinder interessierenden potentiellen Spielgeräte, wie zum Turnen animierende Geländer, zum Hüpfen verleitende Treppen und Absätze, sowie die zum Inline-Skater-Fahren geradezu idealen Asphaltflächen, wurden von Seiten der Stadtplanung und auf Wunsch der Geschäftswelt im Innenstadtbereich bewußt vermieden. Hochstimmiger Kinderlärm, hinterlassene Verpackungsmüllhaufen, verkritzelte Bänke, besprühte Wege und verkratzte Schaufenster, wollte im neu-möblierten "Wohnzimmer der Provinz" wirklich niemand mehr haben. Auch zu Hause gab es dafür bereits überall das schallgeschützte Kinderzimmer. Mit einer gezielten Reduzierung der öffentlichen Sitzbänke und mit einem gleichzeitigen Ausbau der für taschengeld-schwache Mitbürger auf Dauer nicht finanzierbaren "kommerziellen Verweildauer" in den mit erweiterten Sitzgelegenheiten nachgerüsteten Straßencafes, wollte man die stadtbildstörenden "Dauersitzer" und "Spielkletten" bewußt aus dem Stadtzentrum vertreiben. Die Alltagsrealität klammerte die Orte für Kinder aus der Stadtmitte zugunsten stadtzentrums-ferner Ausweichgelände aus. Alle neuen Kinderspielplätze wurden daher in der Regel, weit ab von den Kauf- und Touristenströmen und mittagsschlaf-gewohnten Altstädtlern, am Ende der stadtauswärts führenden Wander- und Radwege angelegt, die zu einem neuen Fixpunkt für Mutter-Kind-Ausflüge werden sollten. Dort konnten sich die Kinder ohne Lärmbelästigung der Nachbarn austoben und die Eltern hatten die Illusion, den Tag "in der Natur" verbracht zu haben.

Wer am Stadtrand wohnte und einen eigenen Garten besaß, hatte das Spielplatzproblem sowieso nicht mehr: Jeder zweite Vorgarten mit Kindern im Haus hatte inzwischen einen im Baumarkt erworbenen "Privatspielplatz" mit Sandkasten, Schaukel und Klettergerüst stehen. Der Garten wurde zur

zentralen frühkindlichen Spielzone und in seiner Spieldauer nur durch gelegentliche Arztbesuche, Einkäufe und Familientermine unterbrochen.

Alte städtische Spielgelände, wie der belebte Bahnhof, die Hinterhöfe der Läden, die schattigen Bretterverschläge um die Stadtmauerreste herum, gab es nicht mehr. Das einst so magnetisch-anziehende Bahnhofsgelände war eine trostlose Industriebrache verrostender Gleise, zuwuchernder Anlagen und verfallender Gebäude geworden, das die Kinder nicht mehr anzog, sondern eher abschreckte. Ihre Ablehnung taten diese mit Steinwürfen in die noch vorhandenen Fensterscheiben kund. Sie wollten ihren Spiel(t)raum nicht mehr in deren Spiegeln sehen. Das so durch den Verfall weggeworfene Spielgelände wurde in einer Akt tief-verächtlicher Steinigung nun auch subjektiv verworfen. Jeder Stein enthielt die klirrende Botschaft: "wir wollen dich nicht mehr" und "wir brauchen dich nicht mehr !"

Das "Draußen"-Spielen war in der modernen Kleinstadt nach dem raumplanerischen Modell der Funktionsteilung ebenfalls zoniert worden. Es gab nun klar ausgewiesene Spielzonen, was implizierte, daß andere Räume nun eher "spielfreie Zonen" sein würden. Die organisierten Räume wurden zu den neuen Heimaträumen des Kinderspiels: Die Kindergärten mit ihrem eigenen, gut gegen die Außenöffentlichkeit abgeschirmten Kinderspielplatz. Die Sportvereine mit ihren Vereinsheimen, Sporthallen und ihrem umzäunten Sportgelände. Die Schulen mit ihrer Cafeteria, ihrem Aufenthaltsraum und ihrer Spielecke auf dem Pausenhof. Zuhause wurde das zum Standard gewordene Pro-Kind-Kinderzimmer seit den 1980er Jahren medial aufgerüstet: Es begann mit dem Cassettenrecorder zum Abhören der "Benjamin-Blümchen"-Cassetten. Dann folgte der alte Fernseher, der dem neuen Großbild-Gerät, das nun die Wohnzimmer-„Leinwand“ verkörperte, weichen mußte, und im Kinderzimmer als Zweitgerät für den Empfang der "Sesamstraße", der "Sendung mit der Maus" etc. im Einsatz war. Es folgte der CD-Player, der Walkman, die HiFi-Anlage, der Kabelanschluß und als Handmedium der Gameboy. Der kunterbunte Kinderspielcomputer leitete dann die neue Internet-Revolution ein. Es folgte der Personalcomputer, der Internetanschluß und mit Ende der Pubertät das erste Laptop. Diese medial-verbunkerten Kinder- und Jugendzimmer wurden nun, neben den Schul- und Terminverpflichtungen außerhalb, zu dem eigentlichen Zentralraum der Kleinstadtkindheit. Dort mit per Telefonabsprachen verabredeten Freunden herumzuhängen und sich mediale „fast-food“ reinzuziehen, erschien als das Geilste und Größte. Die Eltern hatten in diese Geheimräume keinen Zutritt und wurden mit dem Hinweisschild: "Zutritt verboten! - Vorsicht: Bissiges Kind!" an der Kinderzimmertür eindringlich daran erinnert.

Zu den wichtigsten Familiendienstleistungen neben sauberer Wäsche, einem gut gefüllten Kühlschrank und einem warmen Essen pro Tag, gehörte seit den 1980er Jahren auch der unentgeltliche Elterntaxi-Dienst zu den das moderne

Kinder- und Jugendleben durchziehenden Terminen, Treffs und Veranstaltungsorten. Die Häufung der Kinderfahrten hatte die Anschaffung eines Zweitwagens beschleunigt. Ein Elternteil stand dafür allzeit bereit und organisierte die komplizierte Transportlogistik zwischen Kinder-, Einkaufs- und eigenen Erledigungsterminen. Die häufigsten Anfahrtsziele waren Sport- und Schwimmbad-Termine, die Musikschule und Nachhilfe-Kurse, Freunde-Besuche und Schul-AGs. Das neue Kinderleben fand vor und hinter Glasscheiben statt. Hinter den Autoscheiben wurde die Landschaft nicht mehr erfahren, sondern durch-fahren. Hinter den Glasscheiben der Schwimmbad-Cafes winkten fahrtermin-gestresste Eltern ihren planschenden Kindern zu. Vor den Scheiben der PC-Monitore entschwand die kindliche Raum-Phantasie in den Kabelwindungen von Internet und Computerspielen.

Kein Wunder, wenn es - nach dieser Vorgeschichte - heute auch im kleinstädtischen Raum massiver Sozialraum-Programme bedarf, um derart betäubte Kinder wieder Echt-Zeit-Räumen zuzuführen. Als die neue Wunderwaffe zurück in die Raumrealität gelten seit einiger Zeit für Kindergartenkinder die "Waldkindergärten" und für die Jugendlichen "Fun-Tage" im Hochseil-Park oder erlebnispädagogisch-wertvolles Wildbach-Paddeln. Die räumliche Entfremdung zur natürlichen Kleinstadtumwelt wird verstärkt mit jugendpolitischen Mehraufwendungen zu kompensieren versucht, denn auch in den Jugendhäusern läuft vieles an Programmen nur noch über Medien- und PC-Arbeit. Die kleinstädtische Jugendarbeit scheint zur Basisausbildung von Werbe- und Web-Designern zu verkommen, während die Festplatte der Real-Stadt im Jugendalltag keine feste Größe mehr ist.

Nur noch ein geringer Teil der Jugendlichen kommt - trotz inzwischen gut ausgebauter Fahrradwege - mit dem Fahrrad zur Schule. Immer mehr Tageszeit konzentriert sich um die Schule, so daß der letzte Schritt zur Ganztagschule nur noch die letzte Konsequenz eines bereits bestehenden Trends darstellt. Die früher eine breitere Schicht von Kleinstadtjugendlichen ansprechenden und erreichenden Jugendhäuser, werden verstärkt zum Aufenthaltsort von sogenannten "Problemjugendlichen", die dadurch zunehmend die anderen Jugendlichen aus diesem einst gemeinsamen Jugendtreff vertreiben.

Während die "normale" Kleinstadtjugend den öffentlichen Raum allmählich aufgibt, rücken die neuen ethnischen Jugendgruppen in die so aufgelassenen Räume nach. Das Bahnhofsviertel wird - nicht nur wegen der hohen Anzahl von Döner-Buden - zum neuen "Türken-Jugend-Treff" und der einzige Kleinstadtpark ist fest in der Hand der sich dort treffenden "Russen-Jugend". Der Kleinstadtraum wird neu zonierte Gelände und die einzelnen Territorien werden durch entsprechende Duftmarken, Rauminsignien und notfalls durch körperlich-aggressive Gebärden, neu abgesteckt. Die Skater-Bahn mit Half-Pipe und angeschlossenem Basket-Ball-Platz, die die Stadtverwaltung als offene "Jugend-Freizeitanlage" geplant hatte, ist durch eine lautstarke

Kleinstadt-Raper-Gruppe besetzt. Sie bestimmt als selbsternannter Platzwart darüber, wer aufs Gelände und wer mitspielen darf. Die jüngeren Jugendlichen, die gleich daneben ihr Klettergerüst und ihre Wippschaukel haben, trauen sich überhaupt nicht mehr dorthin. Das Geschrei der Ältern, die laute Musik und der aggressiv-vorgetragene Versuch, sie zu folgsamen Balljungen der über den Zaun geworfenen Basket-Bälle zu degradieren, haben sie abgeschreckt und zur Platzmeidung veranlaßt.

Viele der neuen Kulturgruppen erobern sich mit repressiver Anwesenheit ihre Räume, während die deutsche Kleinstadtjugend in Kleincliquen mit Vorliebe durch die Kaufhäuser und -hallen bummelt, in CD- und DVD-Regalen wühlt und sich in der Billig-Drogerie mit ihren Grundnahrungsmitteln versorgt. Das früher so beliebte Marktplatz-Sitzen und Leute-Beobachten ist bei der heutigen Medienjugend 'out' und könnte nur noch via Videokamera und einem zwischengeschalteten Monitor interessant gemacht werden. Was kein Monitorbild hat, ist nicht echt! Das wirkliche Abhängen findet nicht mehr provokativ in der Öffentlichkeit, sondern rezeptiv im eigenen mediengestützten Privatzimmer statt. Die Aufgabe des öffentlichen Raumes korrespondiert mit der Aufgabe der öffentlichen Sache. Die Folge ist eine Entpolitisierung der Räume. Das alte Voyeurs-Bedürfnis der Provinz wird nun am Bildschirm befriedigt. Das Dabeisein, ohne Dabeisein-zu-Müssen, bekommt den Filter eines Mediums: Das Tor zu Welt kann jederzeit geöffnet, aber auch in seiner Auswirkung zur Außenwelt hin jederzeit wieder geschlossen werden. Das Innere der neuen Ich-Provinz wird immer privater. Das In-Sich-Sitzen und Aus-Sich-Herausschauen wird zum neuen Provinz-Narzismus. Die alten Aufwuchsstrukturen unter Nachbarschaftskindern, als Stadtteiljugend, als Jahrgangsklasse, lösen sich auf und werden durch von Elternkontakten ausgesuchten Spielkameradschaften, zeit-limitierten Lebensabschnitts-Freundschaften und sich ständig in ihrer Zusammensetzung verändernde Kleincliquen, ersetzt. Die Kleinstadtjugend ist in das Fahrwasser multikultureller und post-moderner Individualisierung geraten und sieht nicht mehr die Ufer, um sich selbst im Raum der Kleinstadt definieren zu können. Dieser Identitätsverlust wird mit Selbstberauschung betäubt: "Koma-Saufen bis der Arzt kommt" auf privat organisierten Hütten- und Geburtstagsfeten. Die Nächte durchmachen, im neuen Kleinstadtnachtleben der Tankstellen-Shops und Nachtöffnungszeiten von McDonalds.

Der post-moderne Versuch der Kultivierung der Provinz. Die Binnenmodernisierung der Kleinstädte in den 1990er Jahren bescherte den Kleinstädte eine nie gekannte kulturelle Vielschichtigkeit und damit einhergehende Leichtigkeit des Seins. Nachdem sich die düsteren Wolken der nuklearen Bedrohung mit dem Fall der Militärblöcke auch regional verzogen hatte, erschienen die 1990er Jahre im positiven Licht einer "sanften Verstädterung", die zwar die Modernisierung weitertrieb, aber dabei auch stets

eine "reflexive Verkleinstädterung" einer eigenständigen Regio-City-Entwicklung praktizierte. Die Positionierung innerhalb der immer dominanter werdenden Globalisierung, die Standortfindung innerhalb der Neubildung des Regionalen, aber auch die Frage nach einer kleinstädtischen Identität zwischen landstädtischer Tradition und großstädtischer Orientierung, markieren das Bewegungs-Dreieck, in dem sich die Kleinstadtentwicklung im letzten Jahrzehnt vor der Jahrtausendwende vollzog.

Für das Innenleben der Kleinstadt ist es von zentraler Bedeutung, ob das sozial-psychologische Muster des kleinstädtischen Denkens und Fühlens, quasi die "Seele des Kleinstadtdaseins", mit den neuen Herausforderungen klarkommt und bei der stattfindenden Beschleunigung mitkommt, oder ob es dieser Entwicklung nachhängt, die innere Balance zwischen Altem und Neuem gestört und nicht ausgeglichen ist. Die innere Mischung von privater Öffentlichkeit und öffentlicher Privatheit ist kleinstadtypisch und der soziale Mörtel in ihrem Kleinstadtgefüge. Seine Mischung erfolgt über den Austausch der Interessen, über einen "informellen kleinstädtischen Markt". Dieser Markt der Meinungen war immer auch ein Teil des realen Marktgeschehens und ist ein Spezifikum kleinstädtischer Öffentlichkeit. Diese ist gekennzeichnet durch eine besondere Mischung von lokalem Mindestwissen und städtischer Weltbildung, kommunaler Teilhabe und wohllosierter örtlicher Verpflichtung, kleinstädtischem Bürgerfeeling und bürgerlicher Weltoffenheit, und funktioniert nur, wenn beide Pole bedient werden, d.h. beide Standbeine festen Boden erreichen. Dieser innere Mechanismus einer fein austaxierten "doppelständigen Kleinstädtlichkeit" drohte in den Beschleunigungsphasen der Kleinstadtmodernisierung immer wieder überrumpelt zu werden. Der Spagat zwischen "angestrebter Städtlichkeit" und "verinnerlichter Provinzialität", schien im gewaltigen Satz ansatzweisen Großstadtwahns in den 1970er Jahren zu mißlingen. Das Zwitterdasein, die Pendlerexistenz zwischen verschiedenen Räumen und Lebensformen des Kleinstädters, drohte in Richtung "Verstädterung" zu kippen. Mit der breiten Gegenbewegung hin zur "zwischenstädtischen und mehrörtlichen" Kleinstadt in den 1980er Jahren wurde diese Gefahr gestoppt. Das Gefühl eines "kleinstädtischen Zwischenlebens" wurde neu justiert und auf das Leben in einer binnenmodernisierten Kleinstadt eingestellt. Die so kleinstadtypischen "Biographien im Pendelverkehr" zwischen mehreren Lebenswelten bekamen dadurch einen neuen erweiterten Bewegungsraum.

© Verfasser: PRO-REGIO-ONLINE Redaktion

Bücher zum ThemenSchwerpunkt

Der Griff in die „BücherKiste“

In der "BücherKiste" sind alle diejenigen Bücher zusammengestellt, die als HintergrundLiteratur zum aktuellen ThemenSchwerpunkt von Bedeutung sind.

Sie unterteilt sich in zwei Rubriken: die "BasisBibliothek" wichtiger Standardwerke und das "HausArchiv" der PRO-REGIO-ONLINE-Veröffentlichungen.

Die "BasisBibliothek"

Die "BasisBibliothek" umfaßt diejenigen Bücher, die als "BasisLiteratur" zu unserem aktuellen ThemenSchwerpunkt gehören und in jeder gutsortierten Hausbibliothek vorhanden sein sollten.

Die wichtigsten Standard-Werke zur modernen Kleinstadtforschung:

Erwin Grötzbach: **Geographische Untersuchung über die Kleinstadt der Gegenwart in Süddeutschland.** Münchner Geographische Hefte, Heft 24, Regensburg 1963

Gert Duckwitz: **Kleinstädte an Nahe, Glan und Aلسenz. Ein historisch-geographischer, wirtschafts- und siedlungsgeographischer Beitrag zur regionalen Kulturlandschaftsforschung.** Bochumer Geographische Arbeiten. H. 11, Paderborn 1971

Reinhard Stewig: **Untersuchungen über die Kleinstadt in Schleswig-Holstein.** Kieler Geographische Schriften Band 66. Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität Kiel. Kiel 1987 (ISBN 3-923887-08-6).

Carl Amery: **Die Provinz. Kritik einer Lebensform.** München 1964

Hermann Glaser: **Kleinstadt-Ideologie. Zwischen Furchenglück und Sphärenflug.** Sammlung Rombach. Freiburg 1969

Benita Luckmann: **Politik in einer deutschen Kleinstadt.** Stuttgart 1970

Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.): **Kursbuch 39, Provinz.** Berlin 1975

Albert Herrenknecht: **Provinz-Leben. Aufsätze über ein politisches Neuland.** Frankfurt 1977

Elisabeth Moosmann (Hrsg.): **Heimat. Sehnsucht nach Identität.** Berlin 1980

Arbeitsgemeinschaft Provinz-Film-Festival (Hrsg.): **Provinz-Film-Katalog.** München 1981

Thomas Ellwein/Ralf Zoll: **Die Wertheim-Studie.** Opladen 2003 (ISBN 3-8100-3515-7)

Kolja Mensing: **Wie komme ich hier raus? Aufwachsen in der Provinz.** Köln 2002 (ISBN 3-462-03165-1)

T.W. Adorno: **Kindheit in Amorbach. Bilder und Erinnerungen.** Frankfurt und Leipzig 2003 (ISBN 3-458-34623-6)

Clemens Zimmermann (Hrsg.): **Kleinstadt in der Moderne.** Ostfildern 2003 (ISBN 3-7995-6431-4)

Das "HausArchiv"

Das "HausArchiv" umfaßt diejenigen Buch- und Aufsatz-Publikationen, die von Seiten der beiden Autoren der PRO-REGIO-ONLINE-REDAKTION zum aktuellen ThemenSchwerpunkt verfasst, redaktionell-betreut oder veröffentlicht wurden.

PRO REGIO-Artikel:

Albert Herrenknecht/Jürgen Wohlfarth: **Auf dem Weg in die Provinz-Moderne. Soziokulturelle Wandlungen innerhalb ländlicher Regionen.** In: PRO REGIO, Heft 9/1991, S. 4-10

Jürgen Wohlfarth: **Die Neuen Klein-Städte. Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City.** In: PRO REGIO, Heft 9/1991, S. 11-18

Albert Herrenknecht: **Die Neue Regionale Unübersichtlichkeit. Regionalentwicklung in den 90er Jahren.** In: PRO REGIO, Heft 13/1993, S. 4-16

Klaus Gasseleder: **Die unbekannt neue Kleinstadt. Annäherungen an die gewandelte klein- und mittelstädtische Lebenswelt.** In: PRO REGIO, Heft 14/1994, S. 41-44

PRO PROVINCIA-Veröffentlichungen:

Pro Provincia Institut: **Wandlungen innerhalb der ländlichen Sozio-Kultur-Landschaft. Neue Kulturbewegungen und kulturelle Bedarfsansprüche in ländlichen Regionen.** Pro-Provincia Studien - Band 1. Boxberg 1993

Pro Provincia Institut: **Kulturarbeit im ländlichen Raum. Kulturelle Perspektiven für den ländlichen Raum.** Pro-Provincia Studien - Band 2. Boxberg 1993

Albert Herrenknecht/Jürgen Wohlfarth: **Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz - 20 Jahre politische Emanzipationsbewegung in der Provinz.** In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen Heft 4/91, S. 21-31

Albert Herrenknecht: **Mein Zugang zu Wertheim.** In: Elisabeth Moosmann (Hrsg.): Heimat-Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980, S. 174-181

Albert Herrenknecht: **Jugendliebe und Kinolandschaften - Bilder aus 20 Jahren Kinoerleben in der Kleinstadt.** In: Arbeitsgemeinschaft Provinz-Film-Festival (Hrsg.): Provinz-Film-Katalog. München 1981, S. 27-30

Albert Herrenknecht: **Strukturprobleme gewerkschaftlicher Jugendarbeit auf dem Lande und Friedensarbeit in der Provinz.** In: Albert Herrenknecht/Detlef Lecke (Hrsg.): Jahrbuch Provinzarbeit 1. Jugend- und Kulturarbeit in der Provinz. München 1981, S. 111-128 bzw. S. 147-158

Albert Herrenknecht: **Heimat-Los. Wortmeldungen aus der Provinz.** Kreuzwertheim 1982

Albert Herrenknecht: **Heimat als Thema in den neuen sozialen Bewegungen der 70er und 80er Jahre.** In: Förderverein Projekt Osthofen e.V. (Hrsg.): Heimatbewegung und NS-Kulturpolitik in Hessen, Pfalz, Elsaß und Lothringen. Dokumentation eines Seminars. Osthofen 1999, S. 26-32

Aktueller BestellHinweis:

1. Bei allen Büchern, die noch über den **aktuellen Buchhandel** zu beziehen sind, ist die für die Buchladen-Bestellung äußerst wichtige ISBN-Nummer angegeben.

2. Bereits vergriffene oder antiquarische Bücher sind noch teilweise über das auf Landliteratur spezialisierte Antiquariat "Trüffelschwein" erhältlich. Bitte also dort zuerst nachfragen.

Die Adresse lautet: **Versandantiquariat Trüffelschwein**, Bernd Keller, Domäne Hebenshausen 2, D-37249 Neu-Eichenberg, Fax: 05504/937964 E-Mail: truffelschwein@t-online.de - Internetadresse: www.antiquariat.net/truffelschwein

3. Bücher, die dort nicht mehr erhältlich sind, können über das "Zentrale Verzeichnis Antiquarischer Bücher (ZVAB)" im Internet: **www.zvab.com** gesucht werden.

4. Eine Bestellung von Büchern und Materialien über die PRO-REGIO-ONLINE-Redaktion ist leider nicht möglich, da wir keinen Versandhandel betreiben und daher auch keine Bücher vorrätig haben. Die einzigen Publikationen, die über uns direkt erhältlich sind, die noch lieferbaren PRO-REGIO-Pakete 1 + 2 (Siehe Link: "Publikationen").

HinterLand

PRO-REGIO-ONLINE-Dokumentation

Jürgen Wohlfarth

Die Neuen Klein-Städte

- Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City

(Reprint des leicht überarbeiteten Grundsatzartikels aus der vergriffenen PRO REGIO, Heft 9/1991, S. 11-18)

Wissenschaftliche Fachdiskurse, Seminare und Tagungen über den ländlichen Raum unterliegen in aller Regel denselben immer wiederkehrenden Mängeln: Sie reduzieren sich auf die Betrachtung des Dorfes, analysieren den Wandel des dörflichen Wirtschafts- und Soziallebens oder diskutieren über den ländlichen Raum in seiner ökologischen Funktion als naturräumliche Ressource, debattieren über das Problematische oder pittoresk Pastorale von landschaftlichen Besonderheiten oder widmen sich dem ländlichen Raum als Produktionsstandort von Landwirtschaft und Marginalindustrien. Wenig beachtet bzw. völlig vernachlässigt werden hingegen die große Bedeutung und die neuen Möglichkeiten der in den 1980er Jahren beschleunigt gewachsenen und inzwischen infrastrukturell gut ausgebildeten Kleinstädte in den Regionen, vor allem der Zentren, die auf den regional-planerischen Entwicklungsachsen liegen. Viele Kleinstädte in den ländlichen Regionen weisen einen enormen Boom in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht auf, bieten mit Mittel- und Großstädten vergleichbare Konsumstandards und -angebote, haben im Dienstleistungsbereich aufgeschlossen und besitzen eine differenzierte fachärztliche Versorgung. Das alte Bild über die Kleinstädte zwischen Biedermeier und Spitzweg, rothenburger Mittelalterlichkeit und wertheimer Klein-Heidelbergerheit, Spießbürgertum und Ackerbürgerlichkeit, Kleinbürgerwelt und Traditionskultur, Provinzialität und Anti-Urbanität, trifft die heutige Realität und Multikulturalität des kleinstädtischen Lebens längst nicht mehr und spiegelt sich höchstens in den Wunsch- und Wahnbildern mancher Groß-Urbanisten wieder. (1)

Philosophische Bilder von Provinz und Kleinstädten

Die philosophischen Bilder über Provinz und Kleinstädte schwanken zwischen Extremen. Heidegger bemüht und über-hebt in seinem Aufsatz „*Schöpferische Landschaft: Warum bleiben wir in der Provinz?*“ (2) bäuerliche

Bodenständigkeit und Arbeit in die Wesensverwandtschaft zu seiner Philosophie: *„Und die philosophische Arbeit verläuft nicht als abseitige Beschäftigung eines Sonderlings. Sie gehört mitten hinein in die Arbeit der Bauern. Wenn der Jungbauer den schweren Hörnerschlitten den Hang hinaufschleppt und ihn alsbald mit Buchenscheiten hoch beladen in gefährlicher Abfahrt seinem Hof zulenkt, wenn der Hirt langsam-ersonnenen Schrittes sein Vieh den Hang hinauftreibt, wenn der Bauer in seiner Stube die unzähligen Schindeln für sein Dach werkgerecht herrichtet, dann ist meine Arbeit 'von derselben Art'. Darin wurzelt die unmittelbare Zugehörigkeit zu den Bauern.“* (3) Verwurzelung, Bodenständigkeit und Boden-Glauben sind ihm Artverwandtes und Hilfreiches seiner Ursprungsphilosophie, um das Erste, den Alles-Punkt der Ableitung, das Sein des Seienden zu entbergen. Nicht umsonst hat ihn T.W. Adorno wegen der Stilisierung bauerntümlicher Klischees als „Ganghofer der Philosophie“ gedeutet. (4) Heideggers Provinz-Begriff ist der des dörflich-bäuerlichen Bodenverhaftet- und Abgeschieden-Seins ohne Frischluftzufuhr von Außen.

Wie der Meßkirchener Heidegger hat auch T.W. Adorno einen großen Teil seiner Kindheit in einer Kleinstadt, nämlich Amorbach, verbracht und erlebt. Amorbach ist aber für ihn nicht die Erfahrung des Ursprungs, sondern die des Unvergleichlichen, des Einzigartigen und des Besonderen, das in die Kindheit hineinscheint: *„Dennoch läßt sich einzig an einem bestimmten Ort die Erfahrung des Glücks sich machen, die des Untauschbaren, selbst wenn nachträglich sich erweist, daß es nicht einzig war. Zu Unrecht und zu Recht ist mir Amorbach das Urbild aller Städtchen geblieben, die anderen nichts als seine Imitation“.* (5) Auch erwies sich die kleinstädtische Welt nicht als Krähwinkel und Ort des kulturellen Stumpfsinns, sondern bewies in Zeiten der Vertreibung vorausgenommene Weltläufigkeit: *„So gut hatte mein Städtchen mich behütet, daß es mich noch auf das ihm gänzlich Entgegengesetzte vorbereitete.“* (6)

Ernst Bloch dagegen befand *„Öde und Kleinstadt“* (7) als synonym. Er verweist auf die Zeit, als die heutigen Kleinstädte noch Städte waren, städtische Funktionen ausübten und städtisches Leben besaßen: *„Früher gab es nur kleine Städte, wieso erschien da alles anders? Ein Marktplatz mit 25.000 Bürgern herum war ein Zentrum, in dem es hoch herging. Auch ohne Hof hatte manche Stadt mit einer Menschenzahl, an der heute kaum ein Schnellzug hält, durchaus grande tenue. Mindestens verstand sich die damalige Kleinstadt aufs Duodez, hatte Zünfte und Patrizier, Folterkammern und Kirchen, war ein Spiegel, in dem das ganze römische Reich lag. Nur Wien, Paris, London wirkten unerreichbar, Neid auf die Weltstädte fehlte nicht ..., aber es setzte sich keine Provinz mit Abfall dagegen ab.“* (8) Die Feststellung, dass die *„frühere Fuge aus Klein- und Mittelstädten unterernährt ist“* (9), unterstreicht die Notwendigkeit dezentraler Zentralitäten, die nicht bloßer und nur klein geratener Abklatsch der urbanen Metropolen sind.

Kindheit und Jugend in der Kleinstadt

Eine geradezu libidinöse Aufwertung der kleinstädtischen Lebenswelt erfolgte mit der Wiederentdeckung der Langsamkeit, mit der Erinnerungsarbeit an die in Kleinstädten verbrachte und inzwischen längst verdrängt-vergessene Kindheit und mit der – oft auch nostalgisch orientierten – Sehnsucht nach Wieder-Verortung und Heimat-Räumen: *„Ich habe Sehnsucht nach Marktheidenfeld. ‚Mein‘ Marktheidenfeld, das gibt’s nicht mehr. Und wann hat’s das gegeben? Es war das ‚Hädefeld‘ der End-50er, mit unverletztem Kreisstadtstolz und 60er-Jahre-Überschaubarkeit, mit Wehrtürmchen, mit nahezu intakter Stadtmauer, die, zum letzten Mal, Familien, Kinder warm umfängt, historisch Nestschutz bietet, Aura schafft. ... Gleichzeitig bruchlos ewig unerfüllter Spielzeugwunsch: die plattgedrückte Nase an den Schaufenstern von Wicking-Göricke und Märklin-Roth. Das ist Marktheidenfeld der Bubenseligkeit und nicht der Bücherseele.“* (10)

Wachgerufen ins Gedächtnis werden die Plätze, Orte und Gegenstände, in und mit denen Kindheit stattfand. Diesen muß mit archäologischer Methodik nachgespürt werden, denn die Modernisierung der 1960er und 1970er Jahre hat die Kleinstadt der Kindheit nachhaltig verändert und umgestaltet, so dass die Reise in die eigene Kindheit zur frustrierenden Spurensuche werden kann, falls sie in resignierender Spurenlosigkeit endet: *„Am Besten geh ich auf der Reise in die Kindheit mit geschlossenen Augen durch die Stadt. So wüsst haben die Abriß-Bomben hier gewütet, im Modernisierungs-Krieg der Mitt-60er. Gleich an der Brücke geht es los – wo ist er denn, der Biergarten des einstmals so schönen Gasthofs ‚Aussicht‘, in dem ich neben meinem Vater mein erstes Bier probieren durfte? Geopfert einem 08/15-Anbau, Bettenbehältnis in Einfalllosbeton. ... Wo sind die Steine meiner Kindheit? Wo sind die Häuser, die Fassaden mit ihren Schlagläden, den Schaufenstern, abends nicht neongrell illuminiert, sondern geschlossen? Die Trauer würgt. Die Tränen halte ich gerade noch zurück. Diese Stadt ist bespielslos und beispielhaft kaputt, kaputt ‚gemacht‘. Und mit ihr meine Kindheit.“* (11)

Problematisch und gestört war das Verhältnis der infolge der 68er Revolte anpolitisierten Schülerbewegung zur Kleinstadt der eigenen Herkunft. Diese galt in den Augen der sich mit der städtischen Scene eins fühlenden Generation als generell verdächtig, da von ihr in der Kleinstadt ein Hort des Faschismus und der damals stattfindenden NPD-Revivals ausgemacht wurde und die kleinstädtische Lebensweise als generell rückständig und modernitätsverweigernd erfahren wurde. Die kleinstädtischen Honoratioren reagierten auf diese Angriffe gereizt mit ‚Wehret den Anfängen‘-Parolen und trugen mit intoleranter Diffamierung und Ausgrenzung zur (lang andauernden) Vertreibung der eigenen Kinder in die Großstädte bei. (12)

Ein kaum weniger gespanntes Verhältnis herrschte zwischen Erwachsenen und Jugendlichen in den 1970er Jahren, als Forderungen nach Jugendhäusern und jugendeigenen Räumen in den meisten Kleinstädten aufkamen. Zum ersten Mal zeigte sich bei Provinzjugendlichen eine bewusste Bleibebereitschaft, die Konfliktaustragung nicht ausschloß und nicht zur einseitigen Anpassung an die Provinzverhältnisse führte, sondern diese vielmehr, wenn auch nur teilweise, veränderte. Im Nachhinein ist die Jugendzentrumsbewegung in den Kleinstädten als Speerspitze der beginnenden kulturellen Ausdifferenzierung und als Freisetzung aus dem traditionell geprägten Kleinstadtleben zu betrachten und die Forderung nach eigenen Räumen als von den Erwachsenen und den Stadtverwaltungen oft kraß missverstandener Be-Heimungs-Versuch zu bewerten. (13) Die neuen sozialen Gruppen der kleinstädtischen Lebenswelt wachsen nun nicht mehr einfach in den traditionellen Bahnen, fühlen sich nicht mehr in der Heimat-Kultur wohl, sondern brauchen und verlangen Formen entgegenkommender Sozio-Kulturen, die Schutz bieten und aktive Beheimatung betreiben. (14)

Die Jugendzentrumsbewegung ist auch zum Ausgangspunkt für zahlreiche weitere sozio-kulturelle Veränderungen der 1980er Jahre in den Kleinstädten geworden, denn *„aus den selbstverwalteten Jugendzentren der 70 Jahre haben sich heute auch andere jugendkulturelle Bezugsorte entwickelt. In dem Maße, in dem die damaligen ‚Jugendgenerationen‘ aus dem Jugendalter herausgewachsen sind, haben sich Szenefunktionen von den Jugendhäusern weg in bestimmte Szeneorte (Szenekneipen, Plattenläden, verbunden manchmal mit Musikwerkstätten und Studios) verlagert. Diese haben in der Regel einen großen regionalen Einzug. Neben dem Charakter der Szenetreffpunkte machen sie (gegenüber der ländlichen ‚Normalkultur‘) alternative, politische und kulturelle Veranstaltungen, manchmal betreiben sie auch Konzert- und Veranstaltungsagenturen. Zeitweise geht dies bis zur Jobvermittlung im ‚Szenebereich‘.“* (15)

Der Wandel der Kleinstädte

Neben dem Jugendbereich als sicherem Frühanzeiger des gesellschaftlichen Wandels und Modewechsels diente vor allem der Sport als weiterer vorzeitiger Indikator von Umbrüchen im kleinstädtischen Leben. Relativ früh haben einheimische Unternehmer oder lokale Kleinstadt-Größen Sportvereine zu regional und überregional ausstrahlenden Symbolen neuer kleinstädtischer Leistungskraft ausgebaut und demonstrieren mit erzielten Erfolgen neues Selbstbewusstsein, das mit ländlich-regionalem Lokalkolorit gewürzt wird. Fußball-, Handball- und Volleyballmann- und -frauenvereine stiegen in höchste Ligen auf: So spielte z.B. der SV Seckach-Klinge (Neckar-Odenwald-Kreis) in der Frauenfußball-Bundesliga, eine Frauengruppe aus Creglingen (Main-

Tauber-Kreis) jahrelang in der Volleyball-Bundesliga. Kleinstädtische Fußballmannschaften fanden ihren finanzaufwendigen Weg in die Amateur-Oberliga, der sogenannten Netto-Liga mit einer obligatorischen Versorgung der Spieler mit Arbeitsplätzen. Bekanntestes Beispiel des kleinstädtischen Sportaufstieges in allerhöchste Sphären ist der „Fechtclub Tauberbischofsheim“ (Main-Tauber-Kreis), der Olympia-SiegerInnen und WeltmeisterInnen am Fließband produzierte und sich vor ort als starke lokale Macht präsentiert. Dennoch haben diese Teams und Vereine längst den kleinstädtischen Radius verlassen: Spieler werden aus der Region und weit darüber hinaus rekrutiert, oft werden die Vereine mit professionellem Management geführt und finanzielle Kooperationen mit starken Wirtschaftspartnern eingegangen.

Deutlich sichtbar sind heute die Veränderungen der Kleinstädte weg von Orten der Ruhe und des Stillstandes, hin zur Bewegung und zum Verkehr: *“Die Themen, mit denen der Stadtrat, die Parteien und die Planer sich herumschlagen, drehen sich um Bewegung und Verkehr: Die Hauptstraße soll eine Fußgängerzone werden. Das System der Umgehungsstraßen noch lückenloser. Der Marktplatz wird ausgehöhlt für ein unterirdisches Parkhaus. Parkuhren an der Hauptstraße. Parkverbot rund um die Kirche. Großparkplätze vor der Stadt. Die Kleinstadt will hoch hinaus und begräbt sich unter Teer.“* (16)

Typische Merkmale des verkehrs-infrastrukturellen Wachstums sind:

! Die Auto-Motorisierung in ländlichen Regionen ist wesentlich höher als in urbanen Zentren. Z.B. kommen im Main-Tauber-Kreis auf 1.000 Einwohner ca. 740 Autos. Dazu trägt auch die weibliche Emanzipation zum eigenen Auto wesentlich bei.

! Der Pendelverkehr in und aus den Kleinstädten findet per Auto statt, belastet die Umwelt permanent, trägt zur totalen Verlärmung der Kleinstadt in Stoßzeiten bei und behindert den Fußgängerverkehr durch Bevorzugung des Autofahrens.

! Der Hauptverkehr in den Kleinstädten vollzieht sich auf wenigen Verkehrsachsen, die schnell überlastet sind.

! In den Kleinstädten herrscht die Tiefgaragisierung aller innerstädtischen Freiflächen und Gebäude. Gleichzeitig werden Großparkplätze auf den Grün- und Freiräumen vor dem Altstadtbereich ausgewiesen.

! Zentrale Omnibus-Höfe ersetzen den Bahnhof. Der Busverkehr befördert in aller Regel nur Schüler, Jugendliche ohne eigene Autos und alte Menschen. In der Ferienzeit kommt der ÖPNV fast zum Erliegen.

! Bunt gemixte und doch standardisierte Pflasterorgien überdecken die letzten übrig gebliebenen Freiräume im Stadtraum.

! Der Ausbau von Umgehungsstraßen und Zufahrtsstraßen und der Rückbau durch Kurveneinbau, Verengungen, Pflasterbänder, Bauminseln wechseln in modischer Periodizität.

! Umgehungsstraßen schneiden oftmals die nächste Verbindung zum Nachbardorf, den schnellen Fußweg ins Freie und die Naherholungsgebiete mit unüberwindbaren Böschungsbarrieren ab.

Ebenfalls auffällig erscheint die rasant vorwärts gehende städtebauliche Entwicklung der Kleinstädte, die, um es etwas übertreibend und doch treffend zu benennen, keinen Stein auf dem anderen sitzen läßt. Die Kernbereiche unterliegen einem beschleunigten Bauboom, der die Altstädte in gigantische Baugruben verwandelt und das Gesicht, die Ansicht der Kleinstädte, mit einschneidender Brachialgewalt verändert oder auch zerstört:

! Stadtteilgroße Flächensanierungen durch Totalabrisse lassen vor allem die Bausubstanz verschwinden, die auf die historisch kleinstädtischen Unterschichten wie Tagelöhner, Weinbergs-Häcker usw. verweist. Durch eine Stadtplanung, die dem Wohnungsbau in den Außengebieten den Vorzug gab, sind die Wohnbereiche systematisch in den letzten 20-30 Jahren in den Zustand des rest- und trostlosen Verfalls gebracht worden. Dagegen wird die historisch für „wertvoll“ erachtete Bausubstanz neu in-Wert-gesetzt.

! Die post-moderne Architektur der Glasvorhausarchitektur zieht, wenn auch sparsam und in ihren Formen angenehm zurückhaltend in die Kernstädte (hier meist Geschäftshäuser) und in die Wohngebiete ein. (17) Die Wohnhäuser der End-1980er Jahre zeichnen sich mit neuer Prächtigkeit im Erker- und Anbautenreichtum aus.

! Die guten Wohnlagen erleben eine generelle Mittelstandisierung mit hohen Standards im Hausinneren, die allerdings auch einen hohen Verschuldungsgrad der Bauherren nach sich zieht. Neben der Vertreibung einkommensschwacher Bevölkerungsschichten aus den Sanierungsgebieten setzt auch eine „Abwirtschaftung“ der Stadtteile ein, in denen nur geringe Mietgewinne erzielt werden.

! Vertreter des einheimischen Unternehmertums sowie Ärzte, Apotheker etc. haben systematisch Häuser und Grundstücke in den Kernbereichen aufgekauft und ziehen dort - ebenso wie Kapitalanleger von außen - (Spekulations- und Abschreibungs-)Objekte wie Einkaufszentren, Büroetagen, Wohnapartments hoch. Einkaufszentren und Ladengeschäfte kombiniert mit Wohnungen sprießen wie die Pilze aus dem Boden und prägen mit ihrer Kleinteiligkeit simulierenden Architektur ein neues prosperierendes Bild der Kleinstädte.

! Der neue regionale und kleinstädtische Konsumbedarf und -rausch macht auch Großinvestitionen von Großkettenläden rentabel, die Filialen mit glitzerhafter Ausstattung werden eröffnen. Wie diese zielen auch neu eingerichtete Geschäftshäuser, Boutiquen, Drogeriemärkte und Modeläden auf die Konsumwünsche und Stylisierungsattitüden des Mittelstandes und der neuen Angestelltenkultur.

! Der bis dahin unterentwickelte Bereich der Lokalitäten, Speiserestaurants, Bistros und Kneipen mit Edelmöblierung und Szene-Charakter weitet sich stark aus. Nach den Jahren des Rückgangs der auf die alte Kleinstadt-

Stammtischwelt abgestimmten Gastwirtschaftsstruktur, schlägt sich nun die Mittelstandisierung auch gastronomisch nieder. Die Biergartenkultur hat ein glänzendes Comeback gefunden.

Die Kleinstädte als eigentliche Gewinner der funktions-räumlichen Vergesellschaftung des ländlichen Raumes durch Punktualisierung zentraler Standorte und Verachung wirtschaftlicher Strukturen und Zusammenhänge verdanken ihren grundlegenden Wandel einem bisher stetig gestiegenen ökonomischen Boom, der die alten Bilder über den ländlichen Raum als defizitärer und struktur-schwacher Raum entwertet, und diesem ein positiv gestiegenes Selbstbewusstsein und ein „optimistisches Regionalklima“ (18) entgegenstellt:

! Die zentralen Kleinstädte weisen einen hohen Arbeitsplatzbestand auf: z.B. kommen in Tauberbischofsheim auf ca. 9.000 Einwohner in der Kernstadt 7.000 Arbeitsplätze.

! Der ökonomische Boom hat seine Grundlage nicht in der Ansiedlung von industriellen Zweigbetrieben, sondern vielmehr im Ausbau bestehender Betriebe, die zunehmend hoch qualifizierte Arbeitsplätze anbieten. Ehemals mittelständische Betriebe stocken ihren Kapitalbedarf auf und expandieren. Leistungsstarke Betriebe im High-Tech-Bereich und Maschinenbau setzen auf den Export. Es entstehen dichte Netze von Klein- und Mittelbetrieben (Handwerk, Zulieferung, Computer, Marketing, Werbung, Dienstleistung, Beratung, Ingenieurbüros, Abwasser- und Solartechniken usw.).

! Die Arbeitspalette differenziert sich stark aus. Eine neue wissenschaftlich-technische Intelligenz bildet sich heraus. Der Bedarf an spezialisierten Facharbeitern nimmt zu. Betriebe halten sich quasi einen regional verankerten Hofstaat von Mitarbeitergenerationen, die den Ruf eines Betriebes in jedes Dorf tragen. Die Angestelltenkultur weitet sich aus und prägt einen neuen Schicki-micki-Style.

! Ausländer eröffnen kleine Handwerksbetriebe, Änderungsschneidereien, Lebensmittelläden und Juweliergeschäfte und beleben die Marktplätze mit Obstständen. Naturkostläden und 3. Welt-Läden bedienen die grün-alternative und gesundheitsbewußte mittelständische Klientel.

! Der Ausbau der sozialen und technischen Infrastruktur hat zu qualifizierten Mitarbeitstäben geführt und bietet akademisch Ausgebildeten die Chance, im Herkunftsort bzw. in der regionalen Nähe einen entsprechenden und gut bezahlten Arbeitsplatz zu finden. Das professionalisierte Beratungsangebot (Jugendarbeit, Drogen, Therapie, psycho-soziale Hilfe etc.) wird ständig erweitert. Der Ausbau von Facharztpraxen macht den oft beschwerlichen Weg in die Mittel- und Großstädte überflüssig.

! Immer mehr Handwerks- und mittelständische Betriebe erzeugen mit flexibler Spezialisierung, computergestützter Technologie hochwertige Produkte, die verstärkt den regionalen Markt bedienen (z.B. Holzverarbeitung, Produktion von Rahmen, Holzfenster etc.).

I Eine steigende Zahl von Betrieben in der Region schließen sich zu Verbänden zusammen, z.B. in der Lehrlingsausbildung, im Dienstleistungsbereich. Auf regionalen Messen demonstrieren die Betriebe der Region selbstbewußt ihren neuen Standard.

I In den letzten Jahren besonders aufgewertet wurde die Konzeption eines „Regional-Images“, mit dem Unternehmensverbände auf die Herkunft, auf den Standort hinweisen. Ein positives Regionalklima hat das Loser-Image des sogenannten „strukturschwachen Hinterlandes“ überwunden. Regionale Logos und Landschaftsabbildungen gehören immer häufiger einer lokal- und regionalbewußten Corporate Identity.

Die erfolgte (B)Innenmodernisierung der Kleinstädte äußert sich besonders in den neuen Bedürfnissen und Bedarfen nach Kultur. Der kulturelle Wandel der kleinstädtischen Lebenswelt bietet große Chancen zur Nach-Modernisierung, die den ländlichen Raum an das Up-To-Date-Sein der Städte anbindet, die bisher provinztypische Differenz des Ungleichzeitigen minimiert, und eine kritische Modernisierung eines selbstbewussten Konsums eröffnet. Der neue Kultur-Boom sprengt den engen Rahmen der Heimat- und Traditionskultur, beendet die Zweitklassigkeit kultureller Niveaus und der bisherigen Darbietungen und schafft Raum für die sozio-kulturelle Erweiterung des kleinstädtischen Lebens:

I Es bilden sich neue Formen bürgerlicher Öffentlichkeit und Liberalität heraus. Neue Kultur- und Kunstvereine, Kunst-Salons, Galerien, private Museen, entstehen. Lokale Industrielle betreiben Mäzenatentum und Sponsoring, Firmen veranstalten Vernissagen und Ausstellungen. Neben diesen bieten auch Stadtverwaltungen eigene Konzertreihen und –abende, Kunstausstellungen mit Bildern wie z.B. von van Gogh an. Die kleinstädtischen Elite und Wirtschaftsführer befriedigen somit ihren Bedarf an Hochkultur auch zunehmend vor Ort.

I Sozio-kulturell einzuordnende Kulturvereine erstellen Programme mit Diskussionen und Vorträgen, Kabarett und Theater, Kleinkünstlern und Liedermachern, Musikveranstaltungen (19).

I Private Galerien, Töpfereien, Bildhauer, Kunsthandwerker, Keramiker entsprechen den neuen Wünschen nach Kunst und Skulpturen.

I Die früher hoch liegende Schwelle zur Bildung von Bürger-Initiativen, die sich für die Verbesserung des lebensweltlichen Nahbereichs einsetzen, ist gesunken: Für 30-km-Zonen, Verkehrsberuhigung und Fußwegeausbau, gegen Verkehrslärm und Betriebe mit hohen Emissionen, für den Erhalt von Kindergärten engagieren sich immer mehr Bürger. Zum Teil organisieren sich die BI's regionsweit, wie z.B. die Initiative „Brunnensanierung statt Bodenseewasser“ im Main-Tauber-Kreis.

I Ausländische „Mitkleinstädter“ gründen ihre eigenen ethnisch definierten Kultur- und Sportvereine. Ihre Religionsgemeinschaften richten eigene Gebetshäuser ein.

I Die Frauen in den Kleinstädten werden zunehmend selbst-bewußt, organisieren ihre eigenen Vereine und Veranstaltungen und thematisieren ihre Situation in der meist patriarchalisch männer- und jungen-dominierten Provinzwelt immer entschiedener (20).

I Neue Schüleröffentlichkeiten (Cafes, Bistros, JZ's) und Jugendszene bilden sich heraus. Auch die im Privaten stattfindende Cliquenkultur erfährt in der postmodernen Ausdifferenzierung jugendkultureller Stilblüten eine Renaissance.

I Die Angestelltenkultur, die Mittelstandskultur, die Kultur der nicht-mehrganz-jugendlichen 25-40 Jährigen prägt das Kulturbild, die kulturellen Projekte in den Kleinstädten, entscheidender mit.

Bemerkungen zu einer Theorie der Neuen Klein-Städte

Der vorliegende Beitrag verbleibt bewusst und vornehmlich auf einer mehr deskriptiven Ebene der Aufzählung von Phänomenen, um überhaupt erst einmal auf die Qualität der vielen Veränderungen der kleinstädtischen Lebenswelten aufmerksam zu machen und sie ins Bewusstsein zu rücken. Insofern soll an dieser Stelle hier nur vorbemerkt auf Fragen der Änderung der staatlichen Infrastrukturpolitik, der Zentralen-Orte-Theorie, auf neue Möglichkeiten und Potenziale der Kleinstädte im Ansatz einer eigenständigeren Regionalentwicklung, auf das Verhältnis Kleinstadt-Region, die ökonomische und kulturelle Rolle der Kleinstädte, eingegangen werden:

Die staatliche Strukturpolitik und Regionalplanung leitet ihre Entwicklungsauffassung des ländlichen Raumes aus folgenden Annahmen und Konstrukten ab:

I Die Konzentration der Entwicklungspotentiale im ländlichen Raum auf Orte mit hoher Zentralität.

I Die Förderung derjenigen wirtschaftlichen Branchen im ländlichen Raum, die Exportorientierung aufweisen.

I Die Ermöglichung von Chancengleichheit und Effektivität mit der Standardisierung von Angeboten und Strukturen.

Erfolg und Misserfolg der staatlichen Konzentrationspolitik auf Orte mit hoher Zentralität und Ausstattung hängen eng mit der bisher nur gering unterschiedenen Verquickung der Zentralen-Orte-Theorie Christallers (21) mit dem Zentralen-Orte-Konzept (22) zusammen. Schließlich sollte mit der Zentrale-Orte-Theorie nur die wissenschaftliche Erklärung der Regel- und Gesetzmäßigkeiten der Entstehung „Zentraler Orte“ geleistet werden. Erst die sozial-technologische, raumplanerische und administrativ-technokratische Umsetzung in das Zentrale-Orte-Konzept, ergab den heute so stark kritisierten „Übergang vom ‚Sein‘ zum ‚Sollen‘“ (23), indem die Wirklichkeit an die

theoretisch verstanden geglaubte Realität angeglichen wurde, z.B. indem seit der Gebietsreform deskriptiv-wissenschaftlich gezogene Grenzen (z.B. die Reichweite und Erreichbarkeit von Infrastruktureinrichtungen wie Verwaltung und Schulen) die verwaltungstechnische Gebietseinheiten markieren, die über Zusammengehörigkeit und Unterordnung, Distanz und Nähe, Zeitersparnis und –aufwand, Weg und Wirkungsgrad, entscheiden.

Richtigerweise hat Hermann Bausinger dennoch darauf hingewiesen, dass die Idee der Zentralen-Orte nicht nur auf geplanten Konstrukten fußt, sondern dass es sich bei der Beziehung Kleinstadt – Region auch um „gewachsene Gemeinwesen handelt“ (24) und die Bevorteilung der Kleinstädte gegenüber den Dörfern „*möglicherweise an der falschen Anwendung dieses ‚Steuerungsmittel‘*“ (25) liegt. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit, die Zentrale-Orte-Theorie zu verifizieren und verstärkt das „Recht auf Differenz“ von Dörfern, Kleinstädten und Regionen zu betonen. Dies muß mit der Lösung von den problematisch gewordenen Naivitäten der raumplanerischen Moderne einhergehen und zu einer Aufklärung der Raum-Modernisierung über sich selbst führen. Dann könnten im Rahmen der Neubewertung des Subsidiären und regionaler (Selbsthilfe-)Potenziale die Verhältnisse Kleinstadt-Dorf, Dorf-Dorf, Kleinstadt-Kleinstadt und die Möglichkeiten der Kleinstädte und der regionalen Dörfer (26) neu und anders definiert werden.

Zu dieser Neudefinition eine teilweise Aufkündigung der Exportbasistheorie (27) und ihre regional-planerische Vermengung mit dem hierarchischen Zentrale-Orte-Konzept beitragen. Bei der Belebung inner-regionaler Produktions- und Konsumtionszusammenhänge ist vielmehr als bisher die neue Rolle der wirtschaftlich aufgeblühten Kleinstädte einzubeziehen:

! Die große, regional ungenutzte Kaufkraft des neu entstandenen technisch-wissenschaftlichen Mittelstandes und der ausgeweiteten Angestellten-Mittelschichten ist das nötige und reale Pedant zu den regionalen Wertschöpfungs-Theorien.

! Es gibt eine zunehmende Nachfrage aufgeklärter Provinzler und kaufpotenter Öko-Kunden, die ihren Bedarf mit regionalen Produkten decken wollen und können.

! Die neuen Kulturstile, Kompensationswünsche und Selbst-Inszenierungswünsche des kleinstädtischen Mittelstandes eröffnen handwerklichen Einzel- und Sonderanfertigungen neue Marktchancen.

! Der Bau-Boom, der steigende Umbau- und Ausbaubedarf in den Kleinstädten, der Wunsch nach dem Eigenheim im Grünen korrespondiert immer öfter mit Investitionen in regenerierbare Energien und regionale Baustoffe.

Diese verstärkte Einbeziehung der Kleinstädte in die Regionalisierung von

Wirtschaft und Kultur ist durchaus als eine Reaktion auf die reale Situation der Regionen zu verstehen. In den letzten Jahren hat sich der Stadt-Land-Widerspruch in die Regionen verlagert, wurde quasi zu einem „regionalisierten“ Stadt-Land-Widerspruch: *„Diese Räume sind aber ‚in sich regional‘ strukturiert und gegliedert. Die ökonomischen, planerischen und politischen Voraussetzungen für diese ‚Regionalisierung‘ wurden über die moderne ‚funktionsräumliche‘ Regionalpolitik geschaffen. ... Aufgrund einer hohen und auf dem Lande inzwischen selbstverständlichen regionalen Mobilität, einem enorm gewachsenen und angebotsdifferenzierten ländlichen Konsummarkt und der gestiegenen Attraktivität ‚naturnaher‘ Wohnplätze, scheint dieses funktionsräumliche Entwicklungskonzept hohe soziale Akzeptanz zu haben.“* (28) Das sind Fakten, die jede rein rückwärtsgewandte „Zurück-ins-Dorf“-Forderung konterkarieren. Die neue Selbstverständlichkeit, mit der der alltägliche Auszug aus dem Dorf in die Kleinstadt akzeptiert wird, weist zum einen auf Mängel des alten Dorfes hin, zum anderen markiert sie einen *„Pluralismus neuer Erreichbarkeiten“* (29) in der Region:

! Es existiert eine hohe irreversible Mobilität: Die Auto-Mobilität und die sozio-kulturelle Mobilität mit neuem kulturellen Radius korrespondieren miteinander.

! Der lebensweltliche Nahbereich (Dorf-Kleinstadt) ist positiv besetzt und aufgewertet.

! Die Pendlerexistenz, der Zeitaufwand der Wege in die Kleinstadt, zum Arbeitsplatz, zur Schule, die Externalisierung der Kosten zu Lasten der Dorfbewohner werden kaum thematisiert.

! Die Kleinstädte besitzen ein zur Kompensation geeignetes und hoch akzeptiertes Konsumniveau und ein differenziertes Angebot im Kulturbereich.

Die „Neuen Klein-Städte“ sind auf dem Wege, die alten Bilder über das kleinstädtische Leben, die trotz mancher Überzeichnung auch eine Teil-Realität widerspiegeln, hinter sich zu lassen. Kleinstädte sind also weder der Topos der Idylle, der sich in seiner kleinstädtischen Form am „deutlichsten“ zeigen soll, noch lässt sich das kulturelle Leben und die Lebenswelt im *„Jargon der Eigentlichkeit“* (Th. W. Adorno) und in den alt-fränkischen Begrifflichkeiten der *„Spießler-Ideologie“* (H. Glaser) persiflieren. Wie weit ökonomischer Boom und die neue Kulturidentität das kleinstädtische Leben positiv verändert haben, wird z.B. im heranziehenden Ernstfall der Kultur-Demokratie, der Frage der Fremdenfeindlichkeit erst bewiesen werden.

Die Entwicklungsrichtung, die die „Neuen Klein-Städte“ eingeschlagen haben, bergen allerdings auch Gefahren, das „Gute“ an der Provinz abzuschaffen, das „Besondere“ zu verlieren. Denn die zunehmende Vertaktung mit dem Pulsschlag der Gesamtgesellschaft minimiert die bisher existierende Ungleichzeitigkeit, die räumliche Verlangsamung von Zeit. Es stellt sich die Frage, ob es für die Kleinstädte Möglichkeiten der selbstbestimmten Beschleunigung einer „Eigenständigen Entwicklung“ gibt, die nicht allein

durch Aufholen und Nachholen, durch Konsumorientierung und standardisierte Modernisierung bestimmt wird. Dazu bedarf es Formen der „Provinz-Moderne“, die den Wunsch nach Teilhabe an der (Post-)Moderne positiv erfüllen und mittragen, gleichzeitig aber auch eine regional aufklärerische Kritik an der Moderne, dem Modernismus, der Modernisierung, leisten. Die kulturellen Veränderungen in den „Neuen Klein-Städten“ mit ihrer neuen Abmischung der kleinstädtischen Kultur, die genug Anteile ländlicher und städtischer Kultur besitzt und als Synthese ländlich-städtischer Kultur weder zu städtisch noch zu ländlich ist, sondern beide Komponenten in einer originären Form von „Regio-Kultur“ (30) zusammenbringen kann, bieten genug endogene Potential, auf dem Weg der reflexiv gewordenen Kleinstädte in Richtung „Regio-City“, die Formen der Provinz-Moderne mit zu gestalten.

Anmerkungen

- (1) Karl Heinz Bohrer nutzte in seiner Zeitschrift Merkur in mehreren Artikeln den negativ besetzten Provinzialismus-Vorwurf zur Schelte aller Hauptstadtgegner Berlins. Bohrers Vorwurf, die Provinzialität sei ihrer selbst nicht mehr bewusst, wisse nichts mehr vom Unterschied zum ewig Metropolitanen, mündet in das Bedauern, dass „jenes für die Provinz notwendige Fernweh, irgendwo sei es irgendwie feiner, reicher, moderner, wichtiger, langsam abhanden kam“. Dagegen hielt der Urbanist Jürgen Habermas, die BRD sei ein universell-provinzielles Land, das nicht die Kapitale bräuchte.
- (2) **Martin Heidegger**: Schöpferische Landschaft: Warum bleiben wir in der Provinz? In: *Ders.*: Denkerfahrten. Frankfurt/Main 1983. Seite 9-13. Zuerst erschienen in: „Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens“ 1934.
- (3) Ebenda. Seite 10
- (4) **Theodor W. Adorno**: Philosophische Terminologie Bd. 1. Frankfurt/Main 1973, Seite 158f. und 164f.
- (5) **Theodor W. Adorno**: Amorbach. In: *Ders.*: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt/Main 1987 (1967), Seite 23
- (6) Ebenda. Seite 22
- (7) **Ernst Bloch**: Öde und Kleinstadt. In: *Ders.*: Verfremdungen II. Frankfurt/Main 1965, S. 11-12
- (8) Ebenda. Seite 12
- (9) Ebenda
- (10) **Peter Roos**: Super-Marktheidenfeld. Paradies und Pubertät perdu. In: **Rosemarie Noack (Hrsg.)**: Reise in Kinderschuhen. Wiedersehen mit dem Ferienland von damals. München 1990, S. 101f.
- (11) Ebenda. Seite 104
- (12) Vgl. **Albert Herrenknecht/Jürgen Wohlfarth**: Vom Kampf gegen die Provinz zum Kampf mit der Provinz. 20 Jahre politische Emanzipationsbewegungen in der Provinz. In: Forschungsjournal: Neue soziale Bewegungen 4/91
- (13) **Albert Herrenknecht**: Die Bedeutung des Jugendzentrums für die provinzielle Kleinstadt Ellwangen und die positiven Impulse, die von ihm in

- der Vergangenheit ausgingen und in der Zukunft ausgehen können. – Festvortrag anlässlich des 15jährigen Bestehens des Trägervereins „Jugendzentrum Ellwangen“ am 8.12.1990, (unveröffentlichtes Manuskript).
- (14) Vgl. **Albert Herrenknecht/Jürgen Wohlfarth**: Auf dem Weg in die Provinz-Moderne. Sozio-kulturelle Wandlungen innerhalb ländlicher Regionen. In: PRO REGIO 9/1991, Seite 11ff.
- (15) **Lothar Böhnisch/Reinhard Winter**: Pädagogische Landnahme. Einführung in die Jugendarbeit des ländlichen Raums. Weinheim und München 1990, Seite 130f.
- (16) **Ursula März**: Die Bovary aus Mittelfranken. Wie sich Kleinstädte und Kleinstädter wandeln. In: Frankfurter Rundschau vom 20. Juli 1991
- (17) **Wolfgang Bachmann**: Die Provinz leuchtet. In: Zeitmagazin Nr. 46 vom 11.11.1988
- (18) **Lothar Böhnisch/Reinhard Winter**: a.a.O, Seite 14
- (19) Vgl. Studie Wandlungen innerhalb der ländlichen Sozio-Kultur-Landschaft. Neue Kulturbewegungen und kulturelle Bedarfsansprüche in ländlichen Regionen. Herausgeber: **Eigenständige Regionalentwicklung Baden-Württemberg e.V.** Bad Waldsee 1991
- (20) Vgl. **Lothar Böhnisch/Reinhard Winter**: a.a.O., Seite 107ff.
- (21) **Walter Christaller**: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Darmstadt 1968 (Jena 1933)
- (22) Vgl. **Gerhard Stiens**: Zur Notwendigkeit der Abkehr vom herkömmlichen Zentrale-Orte-Konzept in der Raum- und Infrastrukturplanung. In: **Gerhard Henke (Hrsg.)**: Schadet die Wissenschaft dem Dorf? Paderborn 1990, S. 90
- (23) Ebenda. Seite 89
- (24) **Hermann Bausinger**: Dorfkultur und Dorfkulturen. In: PRO REGIO 8/1991. Seite 13
- (25) Ebenda. Seite 15
- (26) **Albert Herrenknecht**: Dorf in der Region – oder: Steht die Dorfdiskussion vor einem Paradigmenwechsel? In: PRO REGIO 5+6/1990 und **Albert Herrenknecht**: Für eine neue Kultur der Dörfer. In: Allemende 26/27 (1990), Seite 39-53
- (27) **Ulf Hahne**: Zur spezifischen Produktivität regional eingebundener Unternehmen. In: PRO REGIO 9/1991, Seite 19ff.
- (28) **Lothar Böhnisch/Reinhard Winter**: a.a.O. Seite 12
- (29) Ebenda. Seite 13
- (30) Der Begriff „Regio-Kultur“ wurde vom TRAUM-A-LAND e.V., Tauberbischofsheim (Main-Tauber-Kreis) im Rahmen seines Projektes „Bauernkriegs-Landschaft Tauber-Franken“ geprägt, um den region-räumlichen Bezug sozio-kultureller Arbeit, die regionale Einbettung in die Kulturlandschaft zu betonen. Anders als andere Geschichtsunternehmungen gehört dieses Projekt nicht zur Heimatkultur, die sich traditionell und damit auch ausschließend versteht, sondern definiert sich in regionaler Weltoffenheit, als multikulturelle, provinzmoderne Be-Heimungsstrategie, die die Verräumlichung, die Entstehung von Eigenständiger Kultur als aktiven Prozeß begreift.